



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1909

5 (1909)

---

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obera.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:  
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.  
№ 5

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunssten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Köln a. Rh.  
Mai 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Das Bild der Marienkönigin, geschmückt von den sieben Kleinen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Der wahre Maiebaum.

Ich will des Mai's mich freuen  
In dieser heil'gen Zeit  
Und gehe zu dem Maie  
Und seh' des Heilands Leid;  
Leid gibt mir die Freudigkeit!

O Mai im grünen Scheine,  
Du blühst kurze Weil!  
O Maria, die ich meine,  
Du blühst ew'ges Heil!  
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ew'ger Blüte,  
Seit unser höchstes Gut  
In deinen Zweigen glühete.  
Du trankst sein heil'ges Blut;  
Blut gab mir so frohen Mut!

Du stiegst in heil'gem Taue  
So freudig himmelwärts,  
Dich tränkte die Jungfrau  
Mit ihrer Tränen Schmerz;  
Schmerz erquickte mir das Herz!

Des heil'gen Todes Weihe  
Gab mir des Lebens Wein.  
O Jesus, an der Maie  
Mich heilte deine Pein;  
Pein, führ' mich zum Himmel ein!

(Altes Wallfahrtslied.)

### Wie ich in's Kloster kam.

(Von einem Mariannhiller Konversbruder.)

„Ach was, Beruf!“ sagte zu mir einst ein Schultheiß, als ich ihm die Mitteilung machte, ich wolle in ein Kloster gehen, weil ich das als meinen Beruf erkannte, „was reden Sie da von Beruf? Bleiben Sie bei uns! Sie können hier ein schönes Leben führen und glücklich sein. Man kann auch in der Welt rechtschaffen leben, wozu also in's Kloster gehen?“...

Dieser Schultheiß war sonst einst braver, nicht gerade unreligiöser Mann, doch die Hauptsache war ihm eben, wie man aus obiger Rede ersieht, zeitliches Wohlergehen. Und wie er, so denken und reden die meisten Weltkinder. Geld, Ansehen und Genuß spielt bei ihnen eine hohe Rolle, der Himmel und die Ewigkeit kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Von einem höheren Berufe, das heißt vom Willen Gottes, daß ihm eine bestimmte Person im Ordensstande diene, haben sie vollends keinen Begriff. Und dennoch sagt uns schon die bloße Vernunft, daß Gott bei jedem Menschen, den er erschafft, einen besonderen Zweck im Auge hat; der eine soll ihm im ledigen Stande dienen, der andere im verheirateten, der eine als Laie, der andere als Priester, die meisten in der Welt, einzelne aber im Kloster.

Weiß nun jeder sofort, für welchen Stand ihn Gott erschaffen hat? In der Regel nicht, aber er kann es finden. Er frage sich, welche Kräfte und Fähigkeiten ihm Gott gegeben, zu welchem Stand er eine besondere Neigung und Vorliebe in sich fühle, er höre auch auf gewisse innere Einsprechungen und beobachte dabei auch manche äußere Begebenheiten als Winke der göttlichen Vorsehung.

Ist aber der Mensch über diesen seinen Beruf klar, das heißt, weiß er, in welchem Stande er Gott dienen soll, so muß er diesem Rufe Gottes auch folgen. Sagt doch der Psalmist: „Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht.“ Ps. 94. Gehorcht er dieser Gottesstimme nicht, so hat er eben seinen Beruf verfehlt, und etwas Schlimmeres kann ich mir kaum denken. Er steht nicht da, wo er stehen soll,

arbeitet deshalb auch nicht dem Willen Gottes gemäß, sondern nach seinem eigenen Kopf und zieht sich zuletzt eine ungeheure Verantwortung zu. Schon vom zeitlichen Standpunkte aus betrachtet, ist so ein Mensch unglücklich; es fehlt ihm die wahre, höhere Freude in seinem Stand, den er eben als einen falschen erkennt, er kommt sich vor, wie ein ausgerentes Glied, und vermißt daher alle Lust, jeden Eifer und die rechte Schaffensfreudigkeit. Das Traurigste aber ist, daß er sich auch Gott gegenüber im Unrecht fühlt. „Freund, wie bist du da herein gekommen?“ Die notwendige Gnade, sein Heil zu wirken, fehlt ihm allerdings nicht, — diese gibt Gott jedem Menschen und unter allen Umständen, — wohl aber gebricht ihm jene Fülle von Gnaden, die der Herr für ihn bereit hielt, falls er in den rechten, gottgewollten Stand eingetreten wäre.

Fragen wir nur, wie die Menschen in ähnlicher Lage handeln. Ein König scheidt einen seiner hohen Beamten nach Wien. Dieser aber tut sich statt dessen gütlich in Paris. Wird es da wohl einen hohen Orden für ihn absetzen? Ein Offizier kommandiert seine Soldaten auf den Exerzierplatz, diese aber verachten den Befehl und machen einen lustigen Spaziergang. Ist es da zu verwundern, wenn sie am nächsten Tage „Dunkelarrest“ anzutreten haben? Die Rußanwendung kann sich jeder selbst machen; ich wiederhole nur: jeder wähle jenen Stand, zu dem ihn Gott berufen hat. Da arbeite er und harre er aus, bis zur Stunde, da der Herr kommen und ihm den Lohn ausbezahlen wird.

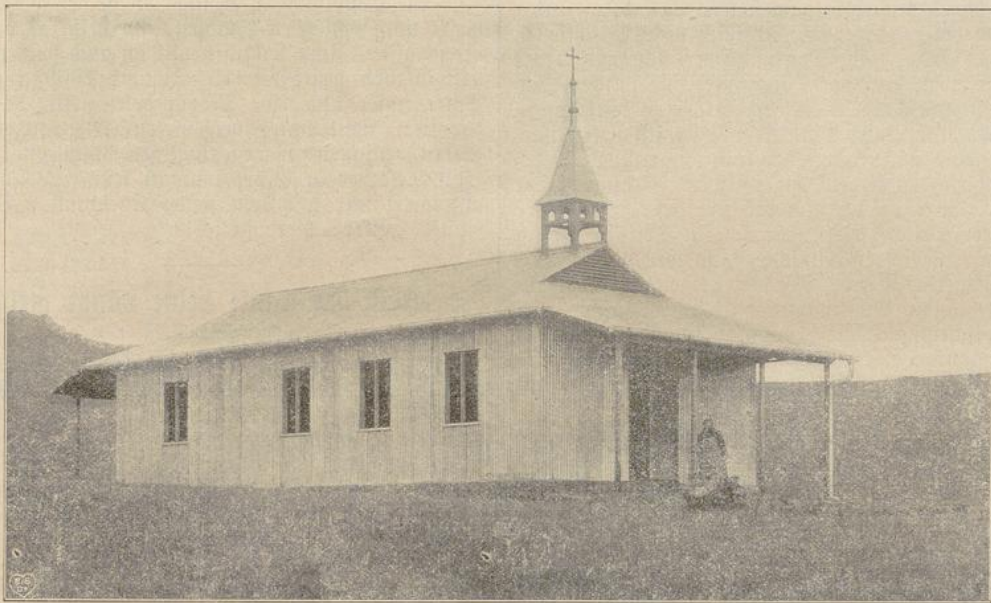
Doch Worte bewegen bloß, Beispiele aber ziehen. Es war irgendwo so ein leichtsinniges, gedankenlos in den Tag hineinlebendes Bürschchen. Mit den Geboten Gottes und der Kirche nahm er es nicht allzu genau, dagegen stand er mit den Grundsätzen der Welt auf gar gutem Fuß und machte fleißig ihre Vergnügungen, Lustbarkeiten und Modetorheiten mit. Ich will übrigens ehrlich sein und dem nachsichtigen Leser gleich verraten, daß ich selbst dieser Leichtfuß war. Neugierlich machte ich zwar die religiösen Übungen noch mit, ging an Sonn- und Feiertagen in Predigt und Hochamt — machte mir übrigens auch nicht viel daraus, wenn

ich zu spät kam, — und empfing in der Osterzeit die hl. Sakramente, allein das geschah nur so gewohnheitsmäßig. In die Christenlehre und den Nachmittagsgottesdienst ging ich nicht, nahm auch nie ein christliches Buch zur Hand, fand dazu schon keine Zeit, denn ich hatte gar wichtiges zu tun: mußte leichtsinnige Gesellschaften aufsuchen und blieb da bei Kartenspiel und Bier bis in die tiefe Nacht hinein. Dies war meine Sonntagsheiligung, und so lebte ich dahin, bis zu meinem 25. Lebensjahre.

Dann hatte ich das Glück, in den kathol. Gesellenverein einzutreten, was mich vor manchem Irreweg bewahrte. Der Präses, ein überaus tüchtiger, seeleneifriger Priester, war uns in Wahrheit ein wohlmeinender Freund und geistlicher Vater. Eines Abends teilte er uns gratis einige religiöse Schriften im Vereinslokale aus. Ich erhielt die bekannte kleine Flugschrift von Alban Stolz: „Zwischen Schulbank und

Mancher der geehrten Leser wird nun glauben, ich hätte mich jetzt gleich entschlossen, nach Marianhill zu gehen. Doch soweit war ich noch lange nicht, da gab es zuvor noch schwere, jahrelange Kämpfe. Ich führte jetzt zwar ein anständiges, christliches Leben, war aber trotzdem noch so sehr an die Welt gekettet, daß ich mich mit dem Gedanken, in's Kloster zu gehen, absolut nicht befreunden konnte. Der Name „Trappist“ flüchte mir vollends einen gelinden Schauer ein. Ich dachte, das sei ein Leben, schlimmer als im Zuchthaus, und ich könnte so was unmöglich aushalten. Andererseits ließ es mir aber doch keine Ruhe; eine tiefe, innere Stimme sagte mir, ich sollte die Welt verlassen und mich ganz Gott hingeben.

Um mehr Klarheit zu bekommen, verlegte ich mich auf das Lesen geistlicher Bücher. Mit Vorliebe schaffte ich mir solche Schriften an, welche von der Standeswahl handelten. Nebenbei fragte ich auch



Kirche im Bau: Station Coten.

Kaserne.“ Ohne ihr weitere Beachtung zu schenken, steckte ich sie in die Tasche, und kam erst eines Sonntag-Nachmittags dazu, mir das Heftchen näher anzusehen. Ich las darin mit wachsendem Interesse, — denn wer verstände, so packend und klar zu schreiben, wie Alban Stolz? — Da stoße ich mitten drin auf einen merkwürdigen Satz, es ist mir, als gehe mir ein Stich durch Herz und Seele. — Ich kann nicht weiter lesen, denn in meinem Innersten fängt es arg zu gären und zu stürmen an. Plötzlich erkenne ich so klar, wie noch nie, die ganze Nichtigkeit und Erbärmlichkeit meines bisherigen Lebens, daß ich unwillkürlich ausrufe: „So kann es und darf es nicht weitergehen! Ich muß ein anderer, ganz anderer Mensch werden!“ Es war mir, als hätte Gott selbst zu mir gesprochen. Ich ging zu einem frommen Priester und legte eine gründliche Lebensbeichte bei ihm ab. Damit war bei mir der Grund gelegt zu einem neuen Leben. Das Ganze aber sah ich an als einen deutlichen Fingerzeig Gottes.“ Ich erlarmte, daß der Herr besondere Absichten mit mir habe.

erfahrene Priester und speziell meinen Beichtvater um Rat und betete um Erleuchtung von oben. Damit wurde mir zwar der Gedanke an's Kloster vertrauter, allein es ging mir wie dem Stifter des Trappistenordens, von dem ich einmal las, er ging vor seiner Bekehrung um La Trappe (die Falle) herum, wollte aber nicht hinein. „Wozu in's Kloster gehen?“ fragte ich mich zuweilen selbst. „Kann ich nicht auch in der Welt ein frommes Leben führen, ein gutes Beispiel geben und viel Gutes tun?“ Andererseits aber wies eine geheime Stimme in meinem Herzen, und zuletzt auch eine gewisse Neigung und Vorliebe deutlich auf's Kloster hin. Der Drang zum Ordensleben wurde von Jahr zu Jahr stärker. So hatte ich unter mannigfachen inneren Kämpfen mein 31. Lebensjahr erreicht. Es war hohe Zeit, mich endlich definitiv zu entscheiden.

Nun fügte es sich, daß um jene Zeit die Beuroner Benediktiner nach 12jährigem Exil wieder in ihr altes Kloster zurückkehren durften. Ich faßte den Entschluß, dorthin zu gehen, nicht um als Postulant einzutreten, sondern bloß, um mir das Leben dort-

selbst näher anzusehen. Etwa 14 Tage blieb ich dort und machte alle klösterlichen Uebungen mit. Es ging über Erwarten gut; nichts machte mir Schwierigkeiten, und ich erbaute mich sehr sowohl an der Lebensweise der Patres, wie an jener der Brüder, doch zum eigentlichen Eintritt konnte ich mich nicht entschließen. Ein 23 vermählte ich nämlich in Beuron, und das war die Mission. Ich fühlte in mir einen unwiderstehlichen Drang — woher diese Neigung kam, weiß ich eigentlich selbst nicht, aber sie war nun einmal da, — mich einer Mission in Heidenländern anzuschließen. Ich war bloß ein einfacher Handwerker (Schreiner), dazu schon über 30 Jahre alt, und hatte demnach nicht die geringste Aussicht, noch eigentlicher Missionär zu werden, dagegen hoffte ich mich als Laienbruder gerade in meinem Handwerk nützlich zu machen. Denn bei den vielen Bauten, Kirchen- und Schuleinrichtungen, die in einem größeren Missionswerk unerlässlich sind, konnte es an Arbeit nicht fehlen.

Ich begab mich also zum Jogen. Pater Instruktor und teilte ihm mit, weshalb ich mich nicht entschließen könnte, hier einzutreten. Der gute Herr suchte mich zwar zum Bleiben zu vermögen, ließ auch durchblicken, daß Beuron in absehbarer Zeit ebenfalls eine Mission in Heidenländern eröffnen könnte, umjoust, ich wollte mich nicht auf eine unbestimmte Zukunft verträufen lassen, sondern gleich in einem eigentlichen Missionskloster eintreten. So ging ich also wieder fort. Was nun? Wo in der weiten Welt war so ein Missionskloster zu finden, wie ich es wünschte, und wer verhalf mir zum sofortigen Eintritt? Ich war des ewigen Schwankens und Zauderns allmählich satt und wünschte eine rasche Entscheidung. Ich begann zu beten und empfahl mich von ganzem Herzen der göttlichen Vorsehung. Ratlos und ziemlich traurig kam ich wieder nach Haus, ohne zu ahnen, daß die rettende Stunde so nahe sei.

Beim Eintritt ruft mir nämlich meine Schwester zu: „Es ist ein Brief da von Bruder Zacharias!“ — (Dieser war ein bekannter Trappistenbruder und langjähriger Sammler zuerst für das Kloster Maria Stern in Bosnien und später Mariannahill in Südafrika). Hastig öffne ich den Brief und lese nun da in maßlosem Staunen den Satz: „Ich suche Leute für das Trappisten-Missionskloster Mariannahill in Natal. Wer hat Lust, mitzuwirken am schönen Werk der Heidenbekehrung?“

Damit stand mein Entschluß unwiderrüflich fest. „Ich gehe nach Mariannahill!“ erklärte ich meiner Schwester, und dabei blieb ich auch. Das Ganze erschien mir als ein so augenscheinlicher „Fingerzeig Gottes“, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. O, wie glücklich war ich nun! Ich hatte meinen klaren, festen Beruf, hatte gefunden, wornach ich Jahre lang gerungen!

Meine zeitlichen Angelegenheiten hatte ich rasch geordnet, und wenige Wochen später fuhr ich mit noch sieben anderen Postulanten, meist Bergverarbeitern und Dekonomen, nach Mariannahill. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und ich kann vor Gott versichern, mein Entschluß hat mich noch keine Stunde gereut, im Gegenteil, mit jedem Tage erkenne ich mehr die unschätzbare Gnade, in einem religiösen Orden mitwirken zu dürfen am Heile unsterblicher Seelen. Arbeiten fand ich in Hülle und Fülle, sowohl im Mutterhaus, wie auf den Stationen, und hier wie dort hatte ich Kaffernjungen in der Werkstatt, teils als Lehrlinge, teils als Gehilfen.

Wozu habe ich nun dies alles erzählt? Weil ich denke, daß mancher draußen in der weiten Welt sich in einer ähnlichen Lage befindet, wie ich selbst, bevor ich ins Kloster kam. Gute Schriften, Bücher und der Brief eines Ordensmannes weckten, kräftigten und unterschieden in mir den Beruf. Vielleicht bedient sich der Herr bei manchem Weltkinde auch heute noch der gleichen Mittel zum gleichen Ziel. Ich schreibe diese Zeilen in stiller Klosterzelle im Süden Afrikas; dann wandern sie hinüber übers weite Meer, um sich zunächst im „Vergißmichnicht“ ein neues Kleidchen geben zu lassen. Dann beginnt die Wanderung von neuem. Wie viele werden meine Darlegungen zu Gesicht bekommen? Sollte sich nicht wenigstens eine Seele darunter befinden, die dadurch zum Eintritt in die hiesige Mission ermuntert wird? Brauchen kann man hier fast jeden, der eines guten Willens ist, den Priester wie den Laien, den Studenten und Kaufmann, wie den einfachen Dekonomen und Handwerker.

Die Hauptsache allerdings bleibt der Beruf, und dieser muß von oben kommen. Da heißt es beten und beten lassen. Zum Schluß will ich auch noch verraten, daß ich von heute an (15. Januar 1909) täglich ein Vater unser und Ave Maria beten will, damit uns der liebe Gott unter den vielen „Vergißmichnicht“-Lesern wenigstens einen tüchtigen Postulanten erwecke. Soll dieses mein Gebet umjoust sein? Welcher Leser antwortet mir mit dem festen Entschluß: „Ecce adsum!“ „Siehe, hier bin ich!“?

### Nach der Taufe keine Sünde mehr!

Von Schwester Hilaria, O. P. S.

S i m e l b e r g. — Malutahla, ein hochbetagtes Mütterchen, zählte zu meinen Katechumenen. Sie hatte einen überaus guten Willen und verhielt sich beim Unterrichte gleichsam jedes meiner Worte. Mit offenem Mund und mit staunenden Augen hörte sie mir jedesmal zu, doch wenn ich am Schluß die Fragen zu stellen begann, um mich zu überzeugen, ob sie auch alles verstanden habe, gab sie fast regelmäßig zur Antwort: „Sengikohliwe., (ich hab's vergessen).“ Zing ich dann wieder von vorne an und erklärte ihr das Ganze von neuem, so sagte sie mit der Unschuld eines Kindes: „Schwester, ich sehe, verstehe und glaube alles, aber ich kann es nicht sagen, wie ich's im Herzen empfinde.“

Zweifel und Widerspruch gab es bei ihr nicht, nur einmal unterbrach sie mich mitten im Unterrichte. Ich wollte ihr nämlich erklären, auf welche Weise die nach der hl. Taufe begangenen Sünden nachgelassen würden. Da war es aber mit ihrer Ruhe aus! Mit heftiger Geberde gebot sie mir Stillschweigen und hub dann mit großer Feierlichkeit an: „Tula, still, schweige mir! Nach der Taufe gibt es keine Sünde mehr! Schwester, was denkst du denn von mir? Glaubst du, ich werde, nachdem mir der liebe Gott alle meine Sünden nachgelassen und mich zu seinem Kinde angenommen hat, so undankbar sein, und ihn aufs neue beleidigen?“ — Ich wollte Einwendungen machen, näheren Aufschluß geben, allein sie wollte einfach nichts mehr hören. Nur um eine Priese Tabak bat sie noch und ging dann in heiliger Entrüstung nach Hause.

Als sie das nächstemal wieder zum Unterrichte kam, faßte ich die Sache anders an. „Ich weiß recht wohl, Großmütterchen“, begann ich, „daß du selber nach der hl. Taufe den Ib. Gott nicht mehr beleidigen

willst, aber es gibt eben viele Menschen auf Erden und darunter sind leider auch undankbare und leichtsinnige Geschöpfe, die sogar als Christen noch sündigen.“ Nun, in dieser Form nahm sie die Sache an, und ich konnte mit dem Beichtunterricht beginnen.

Nicht gar lange nach der hl. Taufe fing das alte Großmütterchen das Kränkeln an. Sie verlangte nach der Missionsstation gebracht zu werden, um da zu sterben, wo sie getauft worden war, und es ist wohl anzunehmen, daß sie in der Tat nach der heiligen Taufe wenigstens wissentlich und freiwillig keine Sünde mehr begangen hat.

O glückselige Einfalt und Kindlichkeit des Herzens, rühmlicher und wünschenswerter als alle Weisheit dieser Welt!

### Erinnerungen eines Hundertjährigen

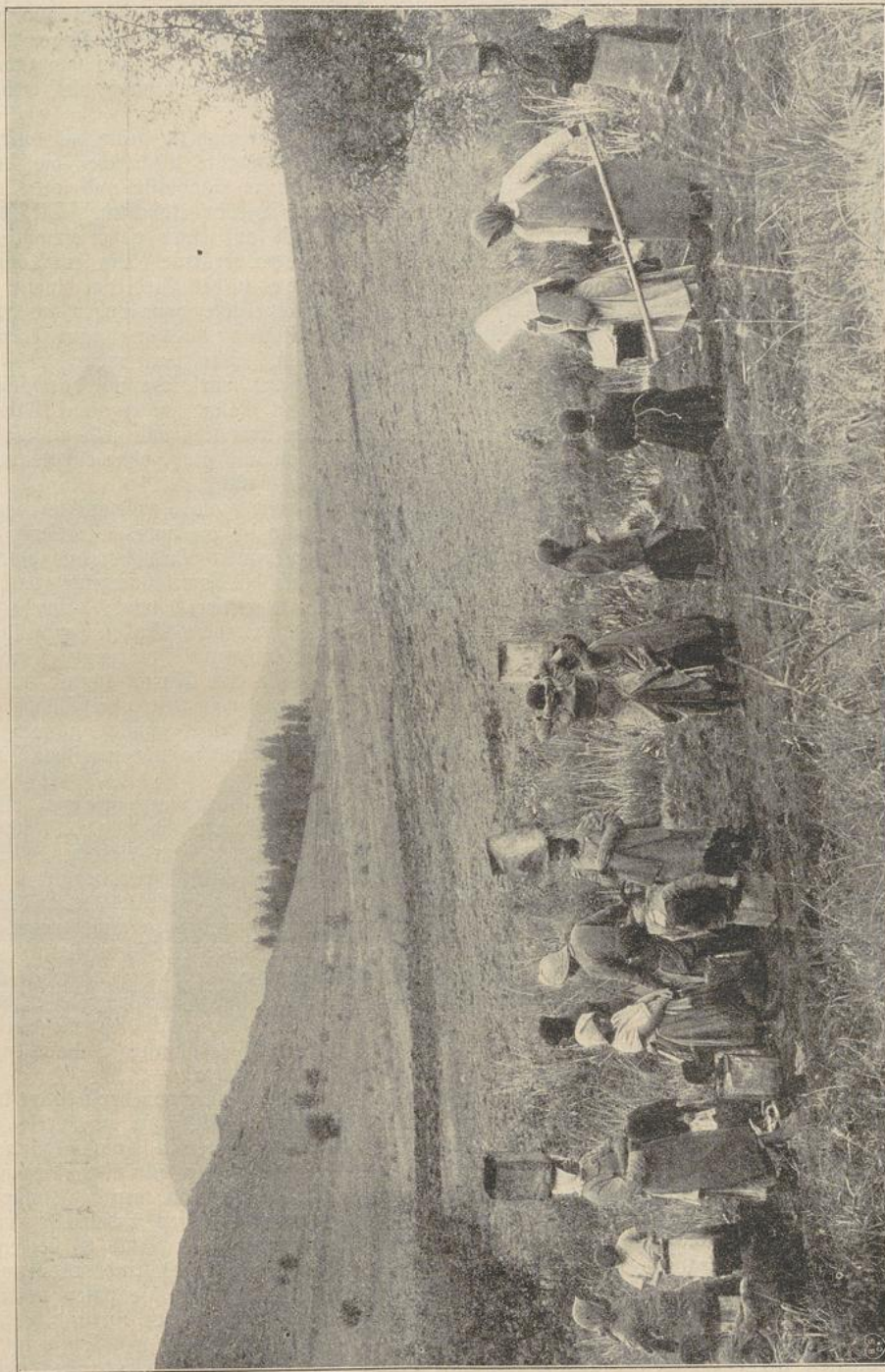
(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta.

Ich war also, wie gesagt, bei der Burenfamilie, kam fleißig meiner Arbeit nach u. leistete den Weißen auch sonst manchen Dienst, zu dem ich nicht verpflichtet gewesen wäre. Einmal rettete ich sogar dem Bur und kurz darauf Suffy, seinem zwölfjährigen Töchterchen, das Leben. Wie ging das zu?

Wie schon früher bemerkt, gab es damals in unserm Land noch viel mehr wilde Tiere als heutzutage. Wann hört man heutzutage noch etwas von einem Büffel, einem Leoparden, oder gar einem Löwen? Sie haben sich allmählich alle ins Innere zurückgezogen; denn hier sehen sie sich von den Jagdgewehren der Weißen

bedroht, auch fänden die großen Raubtiere zu wenig kleineres Wild, von dem sie leben könnten. Damals aber war der Löwe bei uns keineswegs eine seltene Er-



Mädchen bei der Feldarbeit in Clairvaux.

scheinung, und öfters wurden große Treibjagden gegen ihn veranstaltet. Die Buren gingen dabei folgendermaßen zu Werke: die Treiber mit ihren Hunden spürten das Wild auf und hezten es gegen die Seite zu, wo sich die berittenen Jäger aufgestellt hatten.

Beka-ke, Nkosazana, Schwester, schau her! Sieh,

ich zeichne hier mit meinem Stocke zwei Linien in den Sand. Hier stehen die Büren — es sind ihrer vielleicht 50 bis 60 — in Reih und Glied; von dort wird der von den Treibern und Hunden gehegte Löwe erwartet. Nun standen aber die Pferde, damit sie beim Nahen des furchtbaren Raubtieres nicht erschrecken und nach allen Richtungen auseinanderstoben, mit dem Rücken gegen die Treiber zu gewendet, und überdies wurde noch jedes Pferd von einem schwarzen Burschen gehalten. Die Büren aber saßen verkehrt auf ihren Pferden und erwarteten, das scharf geladene Gewehr in der Hand, den Löwen. Sie waren alle vortreffliche Schützen und ihre Gewehre trugen weit.

Einmal nun war ich bei so einer Löwenjagd auch dabei und hielt das Pferd meines Herrn. Wir hatten schon ziemlich lange gewartet, hörten wohl das Schreien und Rufen der Treiber und das Geklaff der Hunde, von einem Löwen aber sahen wir keine Spur. — Da plötzlich bricht er aus einem Seitental, in ganz gefährlicher Nähe, wo wir ihn gar nicht vermutet hatten, hervor und kommt geradenwegs auf uns zu! Alles erschrickt, die Jäger sind verwirrt und säumen mit dem Schuß. Schon ist der Löwe sprungbereit und kommt gerade auf das Pferd zugeschossen, auf dem mein Vaas sitzt. „Festgehalten, Vaas!“ rief ich ihm warnend zu und riß zu gleicher Zeit das Pferd um eine Manneslänge nach vorn. Der Löwe tat seinen Sprung in die leere Luft, stuzte und brach im nächsten Augenblick, von zehn Kugeln zugleich getroffen, tot zusammen. Nur ein paarmal noch schlug er mit seinem Schweif den Boden. So also hatte ich durch mein rasches, kluges Eingreifen meinen Herrn gerettet. —

Als wir nach Hause kamen, erzählte er alles ausführlich seiner Familie; da faßte die Burenfrau meine Hand, führte mich in den Ochsenkraal hinaus und sprach mit von Tränen erstickter Stimme: „Duma, da wähle dir von den Tieren aus, so viele du willst!“ Mehr konnte sie nicht sagen, dann hielt sie den Zipfel ihrer groben Schürze vor die Augen und weinte wie ein Kind. Ich aber lehnte jede Belohnung ab mit der Erklärung, ich hätte bloß meine Pflicht getan. —

Mit Sussy, seinem Töchterchen aber, das ich vorher erwähnte, hatte es folgende Bewandnis: Sussy war ein frisches, wildes Burenkind; sie konnte rennen, hüpfen und laufen, besser als der schnellste Junge. Heute noch ist mir's, als sehe ich sie mit ihrer flatternden Mähne dahineilen, denn ihre langen, blonden Haare hingen ihr stets aufgelöst über die Schultern herunter. Sie liebte mich wie ihren leiblichen Bruder und war stets an meiner Seite. Wenn ich beim Melken war, trug sie die Gefäße herbei, und beim Pflügen führte sie öfters die Ochsen. Barfuß eilte sie durch dick und dünn, oft steckten ihre Hände und Füße, wenn sie von ihren Ausflügen zurückkam, voll Dornen, und ihr kurzes Röckchen hing ihr in Fetzen vom Leibe. Mehr als einmal habe ich sie augenscheinlicher Todesgefahr entrißen; war dann die Gefahr vorbei, so schaute sie mich mit ihren großen, himmelblauen Augen verwundert an, drückte mir die Hand und rannte lachend dem nächsten Bache zu, Gesicht und Hände von Blut und Staub wieder rein zu waschen. So war Sussy.

Einmal wurde sie von einer sehr giftigen Schlange gebissen. Ich war eben auf dem Feld mit Pflügen beschäftigt, da kam die Mutter in Todesängsten daher und erzählte mir, was geschehen war. Ich ließ Ochsen und Pflug im Stich, eilte dem Hause zu und untersuchte die Wunde. Der Fall war um so schlimmer, weil

der Giftzahn abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben war. Doch gelang es mir, das sterbensranke Kind zu retten. Zuerst entfernte ich den Zahn, reinigte sodann die Wunde, tröpfelte von meiner Medizin einige Tropfen hinein und gab ihr den Rest zu trinken. Nach ein paar Tagen war Sussy wieder das lustige, mitwillige Ding wie zuvor; nur war sie mir seit jener Stunde noch viel treuer und anhänglicher geworden.

Aber auch ich liebte das tolle, stürmische und doch so herzengute Kind über die Maßen. Einmal war sie gar zu waghalsig und sollte eines lojen Streiches wegen Hiebe bekommen. Die Mutter bestand allen Ernstes auf einer ganz exemplarischen Strafe. Da nahm der erzürnte Vaas sein Töchterlein bei der Hand, führte es in den Viehkraal hinein, hob hier eine imfubu (Hundepeitsche) vom Boden auf und machte sich daran, den kleinen Wildfang ganz erbarmungslos durchzuwischen. Das war mehr, als ich ertragen konnte. Furchtlos warf ich mich dazwischen und bot dem erzürnten Vater den eigenen Rücken zum Schläge hin. Dieser aber ließ wie gelähmt die Hand sinken, drehte sich um und ging, ohne ein Wort zu sprechen, in sein Haus zurück.

Eine Indaba (Geschichte) aber ist es namentlich, weshalb ich die gute, böse Sussy gar nicht mehr vergessen konnte. Du bist ja auch eine Weiße, Inkosazana, und ich bin somit überzeugt, daß dich die Sache doppelt interessieren wird. Eines Abends — ich war gerade mit dem Melken der Kühe beschäftigt — kam dieses umtwana womlungu (Kind eines Weißen), das sonst nie eine Furcht kannte, totenblau auf mich zu, rang wie verzweifelt die Hände und schrie: „Duma, schnell, schnell! Komm und rette mein Brüderchen!“ Sprach's und rannte in wilder Hast dem nahen Maisfeld zu.

Ich sprang auf, stieß in blinder Eile ein paar Milchöpfe um und folgte, so schnell mich nur meine Füße trugen, dem Mädchen. Was war denn geschehen? Sussy hatte vorher von ihrem Brüderchen gesprochen; was sollte denn damit sein? Ach, die arme Sussy konnte nicht mehr reden. Ganz außer sich vor Schrecken führte sie mich am Ende des Maisfeldes zu einem Baum und zeigte mit stummer Gebärde hinauf. — Da sah ich in dessen Astwerk eine Affenmutter sitzen, und diese wiegte in ihren Armen unser Baby, Sussy's jüngstes Brüderchen, das etwa 1½ Jahre alt sein mochte! —

Sussy hatte von der Mutter den Auftrag erhalten, mit dem Brüderchen zu Hause zu bleiben, sie aber war mit demselben hinausgegangen, das Maisfeld zu hüten. Das war nun aber eine schlimme Sache. Denn um diese Zeit, da eben die Kolben im Reifen waren, pflegten die Affen rudelweise aus den Wäldern zu kommen und den Mais zu stehlen. Wohl war Sussy ein rasches, flinkes Kind, allein während sie am einen Ende des Feldes die Affen vertrieb, brachen sie am andern Ende wieder ein und fraßen und stahlen nach Herzenslust. Dazu war Sussy im raschen Rennen und Laufen durch ihr Brüderchen gehindert, ein starkes, wohlgenährtes Kind, das sie nach Kaffernart auf dem Rücken trug. Sie setzte also den Knaben auf den Boden nieder und sprang nun aus Leibeskräften den Affen nach, die knurrend und zähneklappend vor ihr die Flucht ergriffen. Eben will sie wieder zu ihrem Brüderchen zurückkehren, da sieht sie zu ihrem namenlosen Schrecken, wie eine große Affenmutter den schreien-

den Knaben ergreift und mit ihm in Blitzesschnelle auf den nächsten Baum entweicht! — Wer beschreibt die Not des armen Mädchens? Der Vater und die ältern Brüder waren nicht zu Hause, zur Mutter aber zu gehen scheute sie sich aus guten Gründen. Sie kam also in ihrer Not zu mir, zu ihrem guten Duma, der ihr ja schon so vielmal aus der Not geholfen. —

He, Nkosazana, da stand auch ich im ersten Augenblick vor Schreck wie angewurzelt da. Ratlos schaute ich zu dem schreienden Knäbchen und den Affen hinauf, denn es saßen ihrer sicherlich ein halbes Duzend auf dem Baume. Sie aber, als verstanden sie unsern Schrecken und als weideten sie sich an unserm Schmerz, verzogen höhnisch ihre häßlichen Gesichter und grinsten zu uns herunter. Ich hatte nichts bei mir, als den

dem Kinde überdies auf einem der untersten Aeste. Rings um den Baum aber war hohes, dichtes Gras. Da kam mir ein guter Gedanke! — Leonhard lächelte bei diesen Worten vergnügt in sich hinein und schnalzte dann mit den Fingern! — Inkosazana, weißt du, was ich jetzt tat? Ich sagte leise zu Sussy, denn ich fürchtete, die Bestien da droben könnten mich verstehen, sie solle nun ruhig alles mit sich machen lassen und sich benehmen wie ein kleines Kind. Dann stand ich auf, nahm das Mädchen in meine Arme und wiegte sie wie ein Baby. Die Affenmutter aber machte auf dem Baume getreulich jede meiner Bewegungen nach und schaukelte das Bübchen in ähnlicher Weise hin und her, wie ich meine ziemlich schwere kleine Lady. Nach einer Weile aber ließ ich sie ruhig an mir ins



Hochwasser in Miltenberg am Main (Unterfranken).

Affagai, — den trug ich immer —, war auch sehr geübt im Wurf; durfte ich es aber wagen, ihn nach der Affenmutter zu schleudern? Konnte ich nicht ebenfögut das Kind verwunden oder gar töten? Da hieß es klug zu Werke gehen! — Ich setzte mich vorläufig mit Sussy, die noch immer vor Schreck und Gram kein Wort sprechen konnte, ruhig auf den Boden nieder und sann und überlegte, was da zu tun wäre. „Kind“, sagte ich zu Sussy, „bete du zu deinem Gott, ich aber will meine Amadhlozi und den Geist meiner Mutter um Hilfe anrufen, und dann laß uns sehen, was in dieser Not zu machen ist. So rief ich also in meinem Herzen die Hilfe der Geister an, Sussy aber betete zu „Nkulunkulu“, dem Großen-Großen. —

Wie ich nun so dasaß und sann und sann und hin- und her überlegte, fiel mir ein, daß die Affen alles nachmachen, was sie uns Menschen tun sehen. Ich berechnete ferner die Höhe des Baumes; sie war nicht allzu beträchtlich, und die Affenmutter saß mit

Gras hinterrutschen und streckte beide Arme hoch in die Luft. Richtig machte die Affenmutter auch dieses nach. Sie ließ das Bübchen los; dieses aber rutschte etwas unsanft vom Baume herunter und kugelte eine Strecke weit ins hohe Gras, ohne — einige Risse und Schrammen abgerechnet — irgend einen bedeutenden Schaden zu nehmen. Im Nu ergriff ich das Kind und eilte mit erhobenem Affagai auf die Affen zu, die sich nun schreiend und kreischend vom Baume stürzten und nach allen Windrichtungen auseinanderstoben! —

O mit welcher Seligkeit trug Sussy ihr liebes, gutes Brüderchen nach Hause! Hier aber hüteten wir uns beide wohl, ein Sterbenswörtchen von dem Vorfalle zu erzählen, denn diesmal hätte es für das arme Mädchen sicherlich „burenmäßige“ Diebe abgesetzt. Um so schlechter aber ging es mir! Denn die Jakosikazi (Burenfrau) war heute sehr übel gelaunt. Hatte sie doch zwei umgestürzte Gefäße am Boden gefunden,

die Milch war verschüttet, Duma war fort und trotz alles Suchens und Rufens nirgends zu finden! Offenbar hatte ich die Arbeit Arbeit sein lassen, war ins Freie gerannt und hatte mich irgendwo ins Gras gelegt. Als ich endlich kam und weder über die verschüttete Milch noch über meine eigenmächtige Entfernung Rechenschaft geben konnte, zeterte und schimpfte die gestrenge Burenfrau erst recht, nannte mich einen Faulenzer und Tagedieb und versezte mir mit ihren langen, knöchigen Ellenbogen manch unliebsamen Rippenstoß. Ich aber wechselte mit Sussy ein paar verstohlene Blicke und lächelte vergnügt in mich hinein.“ —

„Guter Baba, es ist genug für heute“, rief ich, tief gerührt von solcher Uneigennützigkeit und Treue. „Du hast wirklich ein gutes Herz, und jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß dich später der liebe Gott in so wunderbarer Weise aus dem Heidentume geführt und dich zu einem Christen und Kinde Gottes gemacht hat!“ — Er aber wehrte bescheiden ab. „Still, still, Inkosazana“, sprach er, „wir Menschen irren beständig und täuschen uns gar vielfach in unserm Urteil. Gott allein ist es, der alles weiß und dessen Urteil niemals trügt; denn er sieht bis in des Menschen Herz hinein und kennt seine geheimsten Gedanken!“

Ich reichte ihm gerührt die Hand, und auf dem ganzen Rückweg zur Missionsstation überlegte ich die inhaltschweren Worte dieses merkwürdigen Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

### Benediktion der Missionskapelle in Kueqane.

Von Schw. Junipera.

Mariazell. — Vor Jahresfrist etwa erzählten wir den Lesern des „Bergischmeinnicht“ von der am Neujahrstag 1908 vorgenommenen Grundsteinlegung eines Missionskirchleins in Kueqane, das vorläufig auch als Schule dienen muß. Am 30. September 1908 hatten wir endlich die Freude, der feierlichen Benediktion dieser Schule und Kapelle beizuwohnen.

Rev. P. Kotter, der hiesige Rektor und Missionär, hatte keine Mühe gescheut, den seltenen Tag möglichst schön und festlich zu gestalten, und wo die Hände der Schwarzen nicht ausreichten, trat auf sein Geheiß einer unserer Brüder helfend ein. Unsere Schulkinder aber zählten schon lange zuvor die Tage und Wochen, die sie von dem Feste noch trennten. In der Boardingschule haben sie eben jahraus jahrein in ständigem Einerlei die gleiche Tagesordnung, und auch die schwarzen Kinder begrüßen eine erfrischende Abwechslung mit stürmischer Begeisterung.

Endlich brach der Morgen des 30. September an. Leider zeigte der Himmel ein recht unfreundliches Gesicht. Kein einziger goldener Sonnenstrahl erhellte das schwere, düstere Gewölk, und bald fiel ein feiner Staubregen, von den Rässern „Mückenspeichel“ genannt, nieder, der fast den ganzen Tag über anhielt. Doch durch solche „Kleinigkeiten“ läßt sich die schwarze, muntere Schuljugend die Freude nicht verderben. Da war unter den vielen Kindern auch nicht eines zu finden, das wegen des schlechten Wetters oder des weiten Weges — Kueqane ist zu Fuß gute 2½ Stunden von Mariazell entfernt — hätte zurückbleiben wollen. Nicht weniger Eifer und Mut zeigten mehrere unserer Schwestern, die sich mit den beiden Lehrerinnen an der Feier beteiligen durften. So kam schließlich bei der Missionskapelle von jung und alt eine Volks-

menge zusammen, die ich auf wenigstens 500 Personen schätze.

Gegen 10 Uhr nahm die Feier ihren Anfang. Alles hatte sich in schöner Ordnung aufgestellt und zog mit dem Priester, welcher beständig die Außenwände aspergierte, prozessionsweise dreimal um das Kirchlein herum. Zuletzt stellte man sich in weitem Halbkreis vor dem Portale auf. Die Türe war geschlossen. Wer sollte sie öffnen? Die hohe Ehre fiel keinem Geringeren zu als dem Chies Moiketji, der uns früher so viele Schwierigkeiten bei der Errichtung dieser Schule und Kapelle gemacht hatte. Auf die spezielle Einladung seitens unseres P. Rektors hatte er sich bewogen gefunden, der Feier beizuwohnen. Nun nahte sich dem stolzen Häuptling ein weißgekleidetes Mädchen und überreichte ihm auf einem Blumenteller den Schlüssel der Kapelle. Chies Moiketji öffnete, — und Priester und Volk zogen in das Kirchlein ein, das nun auch von innen aspergiert und nach vollzogener Benediktion seinem heiligen Gebrauch übergeben wurde. Wie schon oben angedeutet, soll nämlich das Kirchlein zugleich als Kapelle und Schule dienen. Sonntäglicher Gottesdienst mit hl. Messe kann vorläufig neben der gewöhnlichen Wochenmesse nur einmal jeden Monat abgehalten werden. Zum Schlusse hielt P. Rektor eine passende Ansprache, und Father Andreas Ngidi, unser schwarzer Priester, las die hl. Messe.

Während derselben fand noch eine zweite Feier statt, die Taufe der Tochter des Chies Moiketji. Sie zählt schon zu den Erwachsenen und das brave, eifrige Mädchen, das bei keinem Unterricht und Gottesdienste gefehlt hatte, war bisher bei der Auswahl der Täuflinge zu seinem nicht geringen Schmerz nur deshalb übergangen worden, weil eben sein Vater, der Chies, absolut gegen die katholische Taufe war. Aus Rücksichten der Klugheit wollte aber P. Missionär das Mädchen ohne die Zustimmung des Vaters nicht taufen, da nun einmal der Mojato der Meinung ist, auch in solchem Falle selbst bei seinen erwachsenen Kindern das entscheidende Wort sprechen zu dürfen. Endlich hatte aber das brave Mädchen durch seine Standhaftigkeit doch den Sieg davongetragen, und P. Rektor hatte eigens diesen Tag für die Taufe gewählt, um ihr so einigen Ersatz für die öftere Zurückstellung zu bieten. Der Häuptling selbst aber erblickte in der Einzeltaufe seiner Tochter eine große Auszeichnung und verstieg sich am Schlusse sogar zu einer eigenen Ansprache.

Nach dem Gottesdienste wurde ein kleiner Imbiß genommen. An Spiele und sonstige Unterhaltungen aber konnte man bei dem anhaltenden Regenwetter — am folgenden Tage fing es sogar zu schneien an — nicht denken. So kehrte man also frühzeitig und dennoch fröhlich und vollbefriedigt von all' dem, was man gesehen und gehört, nach Hause zurück.

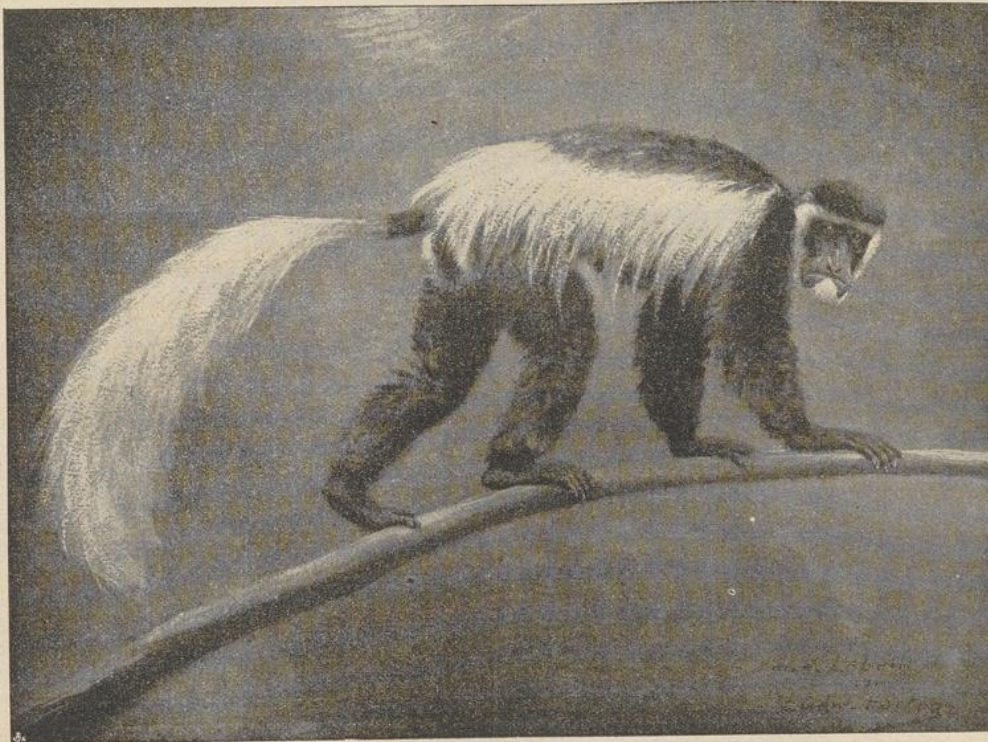
Kueqane ist bei dieser Gelegenheit umgetauft worden und heißt nun „Pelong e halalelang ea Jesu“, (zum heiligsten Herzen Jesu.) Leider läßt die über dem Altare angebrachte, vier Fuß hohe Herz Jesu-Statue viel zu wünschen übrig. Schön war sie nie, und in letzter Zeit hat sie gar noch mitten im Gesicht einen entstellenden Riß bekommen. Findet sich niemand unter unsern geehrten Lesern und Leserinnen, der hier Abhilfe schaffen und dem neuen Missionskirchlein eine würdige Herz Jesu-Statue schenken wollte? Des herzlichsten Dankes und eifrigen Gebetes der schwarzen Neubetehrten dürfte man stets versichert sein.

## Ein Sonntag im Tembuland.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Während Rev. P. Bernard, unser Missionsretor, an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in Keilands hält, muß ich zu gleichem Zweck hinüber ins Tembuland, und zwar an einem Sonntag nach der Außenstation Saliwa, den andern nach Zigadu. Anfangs war die Zahl der dortigen Kirchenbesucher nicht groß; außer den wenigen Christen kamen nur ein paar heidnische Kinder und Erwachsene, und auch diese vermutlich nur aus Neugierde. Wir fingen dann an, teils selbst, teils durch unsere schwarzen Katecheten, schon ein paar Tage zuvor die ganze weite Nachbarschaft zum nächsten sonntäglichen Gottesdienst

der in den Sommermonaten oft hoch angeschwollen ist, und den man dann in einem Boot passieren muß. So auch heute; einer unserer Brüder ruderte mich über den Fluß, und dann ging es zu Fuß hoch und steil bergauf. Da ich, um zum gewöhnlichen, weniger steilen Weg zu kommen, einen bedeutenden Umweg hätte machen müssen, marschierte ich gleich über den nächstliegenden Berg. Das Wetter war trüb und regnerisch, und dennoch lagerte über dem Tal und den anstoßenden Bergabhängen eine schwüle, drückende Luft. Ach, wohl nie in meinem Leben habe ich so viel schwitzen müssen, wie diesen Berg hinauf! Denn da ging es in schwindelnder Höhe so steil bergan, daß ich mühsam von einem Felsblock zum andern klettern mußte. Ein paarmal wurde es mir ganz schwarz



Kilimandscharo-Seidenaffe.

einzuladen. Tatsächlich blieben auch unsere Bemühungen nicht ohne Erfolg. Die Zahl der heidnischen Kirchengänger wuchs von einem Sonntag zum andern, und noch weit mehr erwarten wir in Zukunft. Darf ich mir erlauben, unsere geehrten Leser zu einem dieser sonntäglichen Gottesdienste einzuladen? Viel ist dabei allerdings nicht zu sehen, doch ist es wohl manchem von Interesse, zu erfahren, wie es denn bei solchen Anlässen in einer südafrikanischen Mission zugeht.

Ich schnüre mein Ränzchen schon Samstag vormittags, packe mein Brevier, Hostien und Meßwein ein, dazu noch ein paar Bücher oder Hefte, auch etwas Proviant, — denn in Zigadu gibt es keine Küche, — hole mir noch den Segen beim lieben Heiland im Tabernakel und mache mich sodann auf den Weg. Winterzeit, d. h. Mitte Mai bis Ende Oktober, benütze ich ein Pferd, im Sommer aber gehe ich meist zu Fuß. Der Grund hievon ist der große Kei-River,

vor den Augen und ich sah mich öfters genötigt, eine kleine Ruhepause zu machen. Blicke ich talabwärts, dann erkannte ich erst die Gefahr, in der ich schwebte. Wer hier ausgleitet und ins Rollen kommt, ist einfach verloren, denn wenige Augenblicke darauf liegt er mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe.

Endlich war ich doch glücklich oben auf der Höhe; nun kam aber ein anderes Uebel: Ich war förmlich in Schweiß gebadet, droben auf dem Berg aber blies ein scharfer, kalter Wind, und kurz darauf fing es stärker zu regnen an. Die beste Gelegenheit also, sich ein böses Fieber, oder gar noch Schlimmeres zu holen. Bald fror es mich auch an allen Gliedern, die Kleider hingen mir ganz naß am Leibe, teils vom Regen, teils vom Schweiß, und Reserverewäsche hatte ich auch keine bei mir. Da hieß es mit frischem, kräftigem Schritt rasch weitermarschieren, um einigermaßen wieder warm zu werden. Dazu ein munteres Liedchen, das weckte Mut und Gottvertrauen in der

Brust: das liebste aber war mir, daß alle die Schwarzen, die mir begegneten und die mich schon von weitem grüßten, versicherten, sie wollten morgen früh in die Kirche kommen. So hatte ich also begründete Aussicht, eine reiche Missionsernte zu halten.

Als ich nach 1½stündigem Marsche Zigudu schon ziemlich nahe war, kamen mir von einem Berge herunter mehrere heidnische Hirtenbuben entgegengerannt und boten mir gar zutraulich ihre schwarzen Hände zum Gruße. Auf die Frage, was sie wünschten, antworteten sie: „Nichts, Umfundisi, wir wollen Dich nur sehen; denn wir freuen uns jedesmal, wenn Du kommst!“ — „Geht Ihr auch in die Schule, Kinder?“ — „O, wir gingen gerne, aber wir dürfen nicht; wir müssen das Vieh hüten. Morgen aber wollen wir zu Dir in die Kirche kommen!“ Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich diese guten, urwüchigen Jungen freuten und bedauerte, nichts bei mir zu haben, womit ich ihnen hätte eine rechte Freude machen können.

In Zigudu angekommen, fühlte ich bald wieder eine peinliche Kälte, manchmal schüttelte es mich förmlich vor Frost. Das beste Gegenmittel wäre wohl ein warmes Essen gewesen, doch an einen solchen Luxus durfte ich gar nicht denken. So legte ich mich also eine Weile nieder, bloß um warm zu werden und die Kleider am Leibe zu trocknen. Im Laufe des Nachmittags machte ich noch einige Besuche, betete mein Brevier und bereitete meine Predigt vor. So kam allmählich der Abend heran.

Am nächsten Morgen sah ich gegen 1/8 Uhr schon einen langen Zug Tembás in ihren roten Wolldecken auf mein Kirchlein zukommen. Eine halbe Stunde später gab ich mit meinem Glöcklein das erste Zeichen. Bald kam auch der Katechet von Saliwa auf seinem Köhlein angesprengt: mit ihm erschien der schwarze Lehrer von Keilands und ihnen schlossen sich noch zwei schwarze Lehrerinnen von dort an. Letztere brachten ein Häuflein größerer Mädchen von Keilands, sowie einige Schulkinder von Saliwa mit. Wir wollten nämlich wegen der neuangekommenen Heiden den Gottesdienst möglichst schön und würdig halten, und diese Kinder sollten während der hl. Messe, sowie vor und nach der Predigt einige religiöse Lieder singen. Auch wollte ich heute in Zigudu zum erstenmale mit dem neuen Volke den Rosenkranz beten. Zu alledem brauchte ich ältere, gutgeschulte Kinder aus der Hauptstation Keilands und der älteren Außenstation Saliwa. Wie wir gleich sehen werden, erfüllten diese Kinder auch ihren Zweck ganz vorzüglich.

Um 9 Uhr gab ich das letzte Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. Inzwischen waren von allen Himmelsgegenden so viele Heiden zusammengeströmt, daß mir schon der Zweifel kam, ob das kleine Kirchlein auch alle fassen würde. Einmal wollte ich sie zählen, allein es gelang mir nicht, denn sie liefen beständig wie die Schafe durcheinander. Anfangs ließen sich viele vor der Kirche ganz gemüthlich am Boden nieder; mit Beginn des Gottesdienstes strömte alles hinein. Als ich eintrat, überraschte mich ein lautes Gepolter; alles redete und schwätzte da wie in einem Kafferraal. Ich wollte sie zurechtweisen, tat es aber nicht; ich durfte die Leute nicht gleich vor den Kopf stoßen, sondern mußte sie erst für die gute Sache gewinnen. Viele von ihnen waren heute vielleicht das erstemal in einer christlichen Kirche, woher sollten sie also wissen, daß man da nicht reden dürfte?

Ich zog die kirchlichen Paramente an und trat an den Altar. Siehe, da war auf einmal alles männchenstill. Unsere christlichen Kinder begannen frisch und kräftig ihre schönen, erbaulichen Lieder, und die Heiden waren vor Staunen und Verwunderung wie außer sich. Noch nie hatten sie so etwas gesehen oder gehört! Es folgte die Predigt, und ich kann sagen, ich hatte aufmerksame Zuhörer. Sie wandten kein Auge von mir, und die hintersten streckten ihre Hälse weit vor, um mir ja jedes Wort vom Munde ablesen zu können. Ich sprach von der Erschaffung, der Erhaltung und Regierung der Welt und der Pflicht des Menschen, diesem guten, großen Gott mit Leib und Seele zu dienen. Ich sprach mit Eifer und Begeisterung und fühlte so recht, was es Großes und Schönes sei, als katholischer Priester den Heiden das Evangelium zu verkünden.

Nach der Predigt war eine halbe Stunde Pause, dann hielten wir gemeinsam die Rosenkranzandacht, die erste, wie gesagt, in Zigudu. Es war zugleich ein Bittgebet um Regen und eine gesegnete Ernte. Hier konnte ich nochmals sehen, wie zahlreich und buntgemischt diese Kirchengänger waren. Außer den Katholiken von Zigudu und den Ankömmlingen aus Keilands und Saliwa waren auch einige Protestanten, namentlich aber viele Heiden zugegen. Von den Männern, jungen Burschen und Kindern trugen schon viele die europäische Kleidung, etwa 90 Heiden aber noch ihre roten Decken.

Damit, daß diese Heiden heute in die Kirche kamen, ist allerdings nicht gesagt, daß sich auch alle zum Christentum bekehren werden. Da kann es noch viele Kämpfe und Hindernisse geben, doch ist jetzt einmal ein erfreulicher Anfang gemacht. Ein großer Vorteil ist schon der Punkt, daß sich uns diese Leute überhaupt nähern und ihre anfänglichen Vorurteile gegen uns und den katholischen Glauben allmählich fallen lassen. Kommt einer in dieser Gegend zum Sterben, so ermuntern sie ihn zum Empfange der hl. Taufe und melden es dem P. Missionär. Unsere Haupt Hoffnung aber setzen wir auf die Kinder. Diese sind überall am leichtesten zu gewinnen und werden oft wieder Anlaß zur Belehrung der heidnischen Eltern.

### Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R. *Joseph Biegner*

Em a n s, 8 Sept. 1908. — Vor etwa 2 Wochen wurde ich von einem heidnischen, bloß in eine Wolldecke eingehüllten jungen Mann gegen 4 Uhr morgens ersucht, mit ihm in seinen Kraal zu gehen, um daselbst ein etwa 4 Wochen altes Kind zu taufen, das am Sterben liege. Leider konnte ich nicht gleich abkommen, denn ich sollte für die Gemeinde um 5 Uhr die hl. Messe lesen. Der Mann war übrigens gerne bereit, bis nach der hl. Messe zu warten.

Es war noch ziemlich dunkel, als ich mit dem Kaffee die Missionsstation verließ, überdies versperrte uns ein Nebel jegliche Aussicht. Wir gingen zu Fuß; der Weg führte steil bergan auf einen ziemlich hohen Berg. Es laufen da eine Menge Kaffeepfade durcheinander, denn zu jeder Hütte führt ein eigener Weg, und ich konnte nicht umhin, meinen schwarzen Führer zu bewundern, der trotz Nacht und Nebel so sicher und zielbewußt seinem Kraal zusteuerte. In solchen Stücken ist der Schwarze dem Weißen weit überlegen; es ist, als habe er da etwas vom Instinkte des Tieres.

Beim Kraal angelangt, fanden wir das schwarze Böttchen noch in der Nachttoilette. Die Männer waren vom Hals bis zu den Zehen in braune Decken eingehüllt, und außer den eigentlichen Kraalinsassen waren auch noch die Bewohner der benachbarten Hütten versammelt, wahrscheinlich, um sich hier zu wärmen und zu Hause das Holz zu sparen. Denn mitten in der Hütte brannte ein lustiges Herdfeuerchen und alle saßen im Kreise drumher und wärmten die starren Glieder. Die ganze Gesellschaft war in eine qualmende Rauchwolke eingehüllt, so daß ich anfangs kaum Mann und Weib unterscheiden konnte. Der Kaffer fühlt sich in solcher Atmosphäre so wohl wie im feinsten Salon, während unferneiner darin kaum zu atmen und die Augen zu öffnen vermag. Das allerpeinlichste aber war mir ein kleines Benzinpflänzchen, das in der Hütte brannte und so abscheulich qualmte, daß es mir vollends den Atem benahm. Ich hätte es wahrlich nicht riskieren mögen, volle zwei Stunden in dieser Hütte zuzubringen.

Doch wo ist mein Patient? Ein junges Weib hielt das arme, sterbenskranke Kind auf dem Arm; es war entsetzlich abgemagert und hustete sehr. Da ich nicht sicher war, ob es den langen Nitus der Taufzeremonien überleben würde, nahm ich zuerst den eigentlichen Taufakt vor und holte sodann die Zeremonien nach. Die Eltern fragten mich sodann, ob sie mit dem Kinde nach Emaus kommen dürften, was ich ohne Anstand bejahte. Im Laufe des Tages brachten drei Weiber das kranke Kind, und gegen Abend kam auch dessen Vater auf Besuch. Als mich die Frauen für das Kind um eine Medizin baten und ich ihnen welche überreichte mit der Anweisung, wie sie dieselbe dem Kinde zu verabreichen hätten, nahm eines der Weiber gleich selbst einen kräftigen Schluck davon und versicherte, sie sei „ummandi kakulu“ (sehr süß).

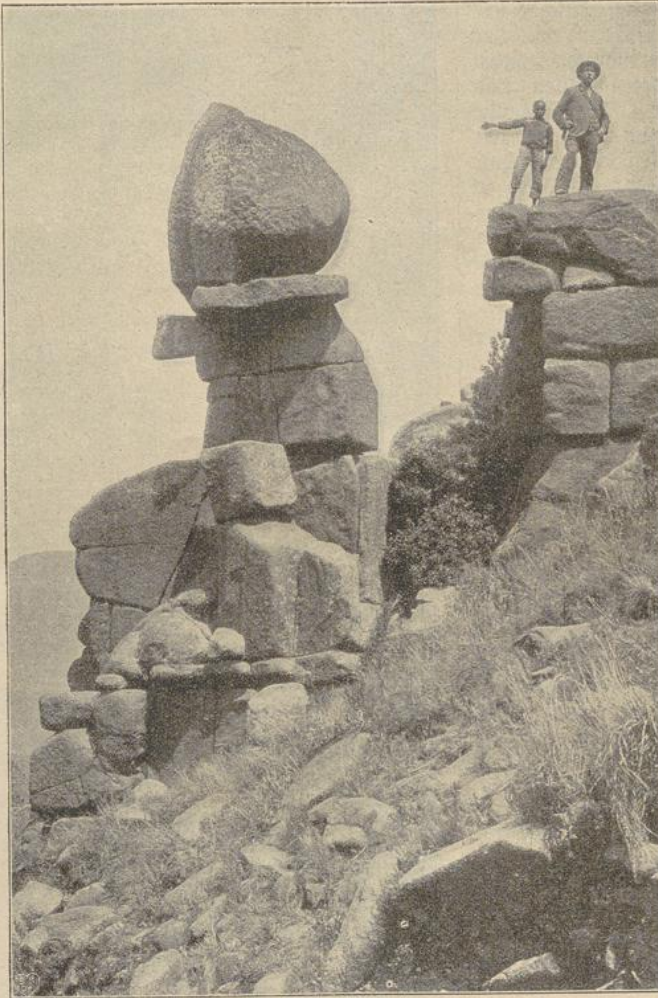
Am folgenden Tage starb das Kind. Jetzt handelte es sich um einen Sarg, den die Eltern haben wollten. Ich fand ein altes, zerfallenes Seifenkästchen und klopfte es zu genanntem Zweck wieder zusammen. Es machte sich prächtig! Die Schwestern hatten noch ein

Restchen von einem Vorhang, das gab ein wunderhübsches Hemdchen; man legte noch ein paar frische Zweige und einige Blumen in den Sarg, und die guten Deutschen glaubten, das reinste Engelschen vor sich zu sehen. Bei der Beerdigung auf dem hiesigen Friedhof warfen alle anwesenden Verwandten mit der Hand einige Erdschollen auf den Sarg. Ich pries innerlich das gute Kind doppelt glücklich; jetzt war es in seinem unbesleckten Taufkleide bei den Engeln im Himmel; hätte das Mädchen auf dieser armseligen Welt zwei Jahrzehnte gelebt, so wäre es von den heidnischen Eltern gelegentlich der Hochzeit doch bloß für einige Stück Vieh verschachert worden. —

Emaus, den 25. Sept. 1908. Ein Kaffer namens Jakati, war sonst ein guter, ordnungsliebender Mann. Seine Kinder waren anständig bekleidet, viele von ihnen getauft, und er selbst kam fast regelmäßig zum sonntäglichen Gottesdienst nach Emaus. So ging das mehrere Jahre fort, doch zur Taufe konnte sich der Mann trotz vielseitiger Ermahnungen nicht entschließen. Er hatte eben zwei Weiber und wollte keines derselben entlassen. Sprach man zu ihm von Taufe und Bekehrung, so tröstete er sich damit, daß er noch lange leben werde; wenn's einmal zum Sterben ginge, dann wolle er sich schon taufen lassen.

Nun litt aber der gute Mann offenbar an Schwind sucht, was er allerdings nicht glauben wollte; er hielt sein Leiden bloß für einen lästigen

Husten. Vor wenigen Wochen noch kniete er mit seiner schneeweißen Hose — er hielt, wie gesagt, viel auf eine anständige Kleidung — in der Kirchenbank und betete seinen Rosenkranz. Ueberhaupt pflegte er an Sonntagen frühzeitig zu kommen; er blieb nicht, wie so manche andere, in müßigem Gerede vor der Kirche stehen, sondern ging hinein und betete. Wer sollte glauben, daß so ein Mann Schwierigkeiten machen würde mit der Taufe? Und doch, er verschob nicht nur den Empfang dieses hl. Sakramentes von einem Monat auf den andern, sondern entschloß sich sogar, um des lästigen Wittens und Drängens einzelner Christen, und wohl auch der Mahnung des eigenen



Seltene Steingruppe in den Bergen bei Clairvaux.

Gewissens los zu werden, zu einer Reise. Eines schönen Tages bestieg der Mann, dem offenbar der Todeskeim schon tief in der Brust steckte, ein Pferd, und ritt fort, um da und dort seine Verwandten zu besuchen. Es sollte sein Todesritt sein! Plötzlich erhielten wir die Kunde, Jakati sei auf seiner Reise nach Natal ohne die hl. Taufe gestorben; ein Blutsturz habe seinem Leben jählings ein Ende gemacht! — Mich dauerte der arme Mensch sehr. Wie leicht hätte er in seinen Verhältnissen Ordnung schaffen können, allein er hat damit gezögert und gezaudert, bis es endlich zu spät war. Klüger benahm sich sein jüngster Bruder, der ebenfalls an der Schwindjucht leidet. Durch den so unerwartet schnellen Tod Jakatis erschreckt, wollte er keine Stunde länger warten; er ließ mich rufen und bat mich, ihn sofort zu taufen. Da er schon hinreichend unterrichtet war, — denn er war mit seinem Bruder fleißig zum Unterricht gekommen, — und weil sonst kein Hindernis vorlag, ging ich auf sein Ansuchen ein und taufte ihn auf den Namen Anton.

Kurze Zeit darauf holte man mich wieder. Anton war schwer krank geworden, und ich spendete ihm die letzte Delung. Rings um die Feuerstelle saßen noch elf kleine Kinder, die mir bei der hl. Handlung zuschauten. Mir hatte man als Sitz eine kleine Kiste angeboten. — Da es eben um die Mittagszeit war, und ich im Kraal weder einen Kessel noch ein größeres Feuer sah — denn in der gewöhnlichen Feuerstelle lagen nur ein paar schwach glimmende Kohlen, — so war ich doch neugierig, was denn dieser Haufe von Kindern zu essen bekommen würde. Da brachte das Weib in einer Blechschüssel trockene Maistolben herein; das war die ganze Mahlzeit. Zum Glück hat das schwarze Völkchen gute Zähne und einen gesunden Magen, sonst könnten sie solch' beinharte Körner nicht verdauen. Ja, sie schienen gar nicht zu ahnen, wie spärlich es bei ihnen hergehe; alle griffen wacker zu und waren guter Dinge. Ich fühlte mich ganz beschämt und dachte, diesen Leuten gegenüber leben wir Trappisten wie die Fürsten; die übertreffen sogar noch die alten Einsiedler in der Wüste!

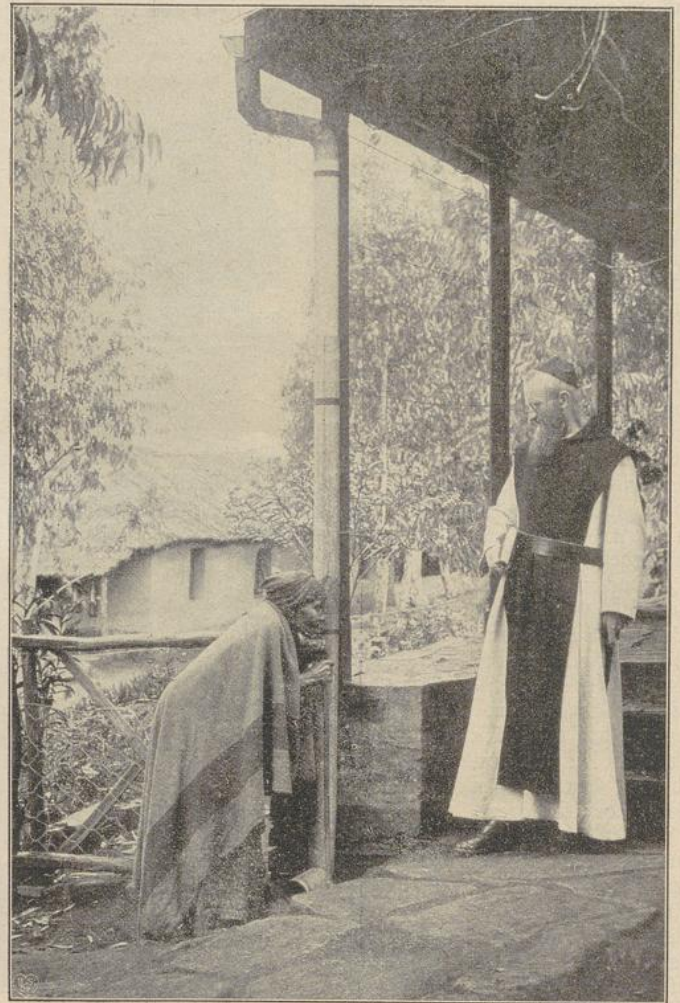
Wird im Kaffentraal jemand krank, so wird er von seiner Umgebung beständig umlagert und bewacht; man nimmt sich nicht einmal Zeit zum Kochen. Hier in dieser Hütte brannte auch, wie gesagt, kein Feuer; dazu war es draußen bitter kalt (auf den Drakensbergen lag Schnee), und die Kinder waren nur höchst dürftig mit ein paar alten Lappen bekleidet. Ich sah auch keinerlei Holzvorrat; nur ein Bündel Maisstroh war in der Nähe, und das genügte nicht einmal, um ein einziges Mittagessen herzustellen. Dagegen waren mehrere Hunde und viele Hühner in der Hütte; das trägt nach kaffrischen Begriffen wesentlich zur Erwärmung bei. Sonst war die Hütte sauber gefeiert, aber arm: alle die Töpfe und Kirbisschalen, die im Hintergrund aufgestellt waren, und worin der Kaffer seine

Vorräte und Lebensmittel aufzubewahren pflegt, waren leer. Es ist eben heuer vielfach der Mais erfroren, und somit haben die Kaffern ein wahres Hungerjahr.

### Gott läßt seiner nicht spotten.

Von Dr. Arellmus, O. C. R.

Es sind nun schon mehrere Jahre her, — ich war damals noch Schaffner in Reichenau, — da fiel mir



Das alte Mütterchen möchte beim Millionar P. Idephons beichten.

ein schwarzer Polizist auf, der öfters zur Missionsstation kam, und sich da benahm, als hätte er andern Kaffern gegenüber ein besonderes Vorrecht. Ich kannte ihn übrigens bloß dem Neußern nach, ohne zu wissen, wer er eigentlich war; auch hatte ich nie ein Wort mit ihm gesprochen.

Eines Tages nun ging er einfach hinter mir her in die Schaffnerei hinein und ließ sich daselbst, ohne ein Wort der Entschuldigung oder der Aufklärung, ruhig und gemächlich am Boden nieder, als wäre er hier daheim. Das war mir nun doch zu viel! Von einem ganz wilden, unkultivierten Kaffer hätte ich es mir vielleicht noch gefallen lassen, — denn was

weiß ein solcher von europäischem Anstand und besseren Manieren? — von einem im Dienst der englischen Regierung stehenden Polizisten aber glaubte ich schon mehr verlangen zu können. Ich bedeutete ihm also, er möge aufstehen, und sich wieder entfernen; er sei hier in keinem Kaffernkraal und ich würde ihn schon rufen, falls ich seiner bedürfte. Er lehnte sich jedoch wenig an meinen Befehl, blieb vielmehr ruhig sitzen, ja, zog zuletzt seine Dose heraus und begann mit der bei den Kaffern üblichen Umständlichkeit zu schnupfen. — Da stieg mir allmählich die Galle auf; eine solche ostentative Unerblichkeit war mir doch noch nicht vorgekommen. „Hast du mich verstanden?“ fragte ich kurz. — „Sehr wohl, mein Kind“, war seine Antwort; „weshalb willst du mich denn nicht in deinem Zimmer dulden?“

Die Bezeichnung „Kind“ machte mich stugig. Es mußte mit diesem Manne doch eine eigene Bewandnis haben, und ich fragte ihn erst jetzt, was er denn eigentlich hier wolle. — „Hau!“ rief er verwundert aus, „ich bin ja bloß gekommen, um meine Kinder zu sehen!“ — „Deine Kinder? Hast du Kinder in unserer Schule?“ — „Gewiß; übrigens kennst du meine Tochter ganz gut.“ — „Deine Tochter? Ich weiß nicht, von wem du sprichst.“ — „Wie, du solltest meine Katharina nicht kennen, die schon so viele Jahre bei dir arbeitet?“

Nun war mir mit einem Schlage alles klar; das Wort „Katharina“ besagte mir alles! Bloß hatte ich bisher keine Ahnung gehabt, daß dies seine Tochter war. Ja, diese Katharina kannte ich freilich; sie war ein sehr braves und fleißiges Mädchen, hatte Geschick zu jeder Arbeit und war deshalb mit einer gewissen Obergewalt über die übrigen Marienhausmädchen betraut. Besonders willkommen war sie mir bei der Feldarbeit, wo sie z. B. beim Getreidemähen eine Kraft und ein Geschick entwickelte, um die sie mancher Knecht hätte beneiden mögen. Das war also seine Tochter! Und sein Bübchen kannte ich jetzt auch. Es war ein recht hübscher, munterer Junge von etwa 3 bis 4 Jahren. Er war noch in der Kleinkinder-Bewahranstalt, aber schon getauft. Ich hatte diesen kleinen, witzigen „Albert“, der öfters zu mir in die Schaffnerei hereinkam, besonders lieb.

Natürlich erhielt jetzt auch der Vater die Erlaubnis, bei mir einzutreten und der gute Alte mochte nun meinetwegen am Boden sitzen bleiben, so lange er wollte. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn zuletzt, ob er nicht auch getauft werden wolle, da seine beiden Kinder katholisch seien? Doch die trockene Antwort war: „Oa, nein!“ „Weshalb denn nicht?“ — „Nun, ist es nicht genug, wenn meine Kinder getauft sind und in den Himmel kommen?“ — „Und du selbst willst nicht in den Himmel kommen?“ — „Nein, der Teufel in der Hölle muß auch jemand haben!“

Das war mir denn doch zu stark! Ich versuchte ihn eines Besseren zu belehren, umsonst; er blieb bei seiner Erklärung, er wolle nicht in den Himmel. So gibt es eben auch unter den Schwarzen gar eigentümliche Leute.

Am nächsten Tage sprach ich darüber mit Katharina, seiner Tochter, und ich gestand ihr offen, wie sehr mich jene Aeußerung aus dem Munde ihres Vaters befremdet habe. „Ja, zu mir hat er auch schon so gesagt“, erwiderte sie; „Bruder, bete fleißig für meinen Vater, damit er doch auf andere Gedanken kommt.“ —

Wenige Wochen waren inzwischen vergangen. Da kommt eines Tages Katharina mit verweinten Augen aufs Feld. Ich dachte, sie hätte etwa von Schwester Oberin oder vom P. Missionär einen Verweis bekommen, und fragte nach der näheren Ursache. Da fing nun aber das arme Kind laut zu weinen an, sodaß es lange Zeit kein Wort hervorbringen vermochte. Endlich stieß sie den Satz hervor: „Mein Vater ist plötzlich ohne die hl. Taufe gestorben!“ — Ich wollte sie beschwichtigen, obgleich ich selbst mit Entsetzen an die Aeußerung dachte, die er jüngst bei mir in der Schaffnerei gemacht hatte, und sprach die Vermutung aus, daß er vielleicht kurz vor seinem Tode doch noch ein Verlangen nach der hl. Taufe gehabt habe; sie aber erwiderte: „Gott hat ihn für seine Reden gestraft! Wo mag jetzt wohl seine arme Seele sein?“ Dann ersuchte sie mich neuerdings, viel für ihren Vater zu beten, und fragte mich später wiederholt, ob ich meinem Versprechen auch nachkäme? —

Jahre sind seitdem verflossen. Ich selbst kam von Reichenau fort, und Katharina ist inzwischen eine brave Hausfrau von mustergiltiger Ausführung geworden. Eines Tages kam ich ganz unerwartet wieder einmal nach Reichenau auf Besuch und traf hier auch unsere Katharina wieder. Eine ihrer ersten Fragen war, ob ich noch für die Seelenruhe ihres verstorbenen Vaters bete? Leider konnte ich nicht mit einem entschiedenen „Ja“ antworten; was mich aber am meisten wunderte, war die treue Kindesliebe dieser schwarzen Frau und die Tiefe, mit welcher der katholische Glaube schon Wurzel gefaßt hatte in ihrem Herzen. Da könnte sogar mancher von uns Weißen ein Beispiel daran nehmen.

### Nochmals dem Tode entronnen.

Von Rev. P. Rotter Vorspel, O. C. R.

Mariazell. — Heuer gab's nicht zu viel Regen, die Flüsse waren darum noch nicht voll gewesen. In Deutschland geht und fährt man über die vollen Flüsse, in Afrika meistens durch dieselben. Zwar gibt es auch hier in Südafrika schon manche Brücken, allein bei weitem noch nicht so viele, daß man bei längeren Reisen jeden Tag eine anträte.

Unsere Station Mariazell hat glücklicherweise seit etwas mehr als einem Jahre eine Brücke über die „Volga“, wie seinerzeit Abt Franz ein noch unbekanntes Bächlein nannte, das hier in der Nähe vorbeischießt und das zur Winterszeit recht harmlos aussieht, im Sommer aber und bei Hochwasser uns schon viele Sorgen gemacht hat. Heute rollen bequem die vollen Lastwagen darüber hinweg, die ehemals ein achtzehnpänniges Ochsendgespann nur mühsam durch die alte, sumpfige Trift ziehen konnten. Als ich die neue Brücke vor ihrer Eröffnung am 27. November 1907 einsegnete, wies ich in einer Ansprache, die ich dabei hielt, darauf hin, daß die Kirche eine benedizierte Brücke unter den besonderen Schutz der hl. Engel stelle. Seit jener Zeit denke ich selber viel mehr an diese Tatsache, als früher, und ich empfehle mich dem Schutze meines hl. Engels nicht nur, wenn ich eine Brücke passiere, sondern noch mehr, so oft ich bei hohem Wasserstand durch eine gefährliche Trift zu reiten oder zu fahren habe.

Heute am St. Maurustage (15. Januar 1909) hatte ich nach dem benachbarten Maria-Vinden zu

fahren, um seelsorgerliche Aushilfe zu leisten. Wohl war seit einigen Tagen Regenwetter gewesen, allein niemand dachte daran, daß die Flüsse schon voll und daher nicht mehr passierbar seien. Gegen 8 Uhr morgens fuhr ich mit einem zweispännigen Gefährt in Begleitung eines zwölfjährigen Jungen vergnügt davon, kam zunächst über die soeben erwähnte Brücke und passierte sodann eine schmutzige Trift des „Mabele“. Gegen 9 Uhr stand ich mit meinem Fahrzeug vor einer zweiten Trift des gleichen Flusses, der aber in der Zwischenzeit noch zwei andere Wasserläufe in sich aufgenommen hatte und mir daher schon einige Sorge machte.

Umkehren wollte ich jedoch nicht, und so empfahl ich mich also dem hl. Schutzengel und fuhr getrost hinein. Noch war ich nicht bis zur Mitte gekommen, als ich schon die Unmöglichkeit einjah, hier durchzukommen. Jetzt schon ragten bloß noch die Köpfe der Pferde aus dem Wasser hervor, und doch lag vor mir eine noch bedeutend tiefere Stelle. Ich suchte daher umzuwenden, um wieder aus dem Flusse herauszukommen. Doch all meine Anstrengungen, flufwärts zu wenden, waren vergebens; die Pferde waren, wie es scheint, das Wasser nicht gewohnt. Man suchte ich die gefährlichere Wendung flufwärts, doch dabei erfaßte die furchtbare Strömung rasch Wagen und Pferde, die Tiere fanden keinen Halt mehr unter den Füßen, das Gefährte ward emporgeloben, schlug infolge des Uebergewichtes auf meiner Seite um und warf uns beide ins Wasser. Ich rief dem Knaben zu, er solle sich an mir festhalten; das tat er auch redlich. Zuerst sah er mich um die Mitte des Leibes, sobald wir aber untergetaucht waren, trock er an meinem Rücken weiter hinauf und hielt sich mit beiden Händen um meinen Hals fest. Des Schwimmers nicht unkundig, gedachte ich nun von dieser Kunst Gebrauch zu machen. Aber, o weh! — Ich steckte im langen Ordenshabit und hatte noch einen Regenmantel darüber. Das Wasser ging mir sogar in aufrechter Stellung über den Kopf, nur der Knabe hatte seinen Kopf über dem Wasser, allein er klammerte sich in seiner Todesangst immer fester an meinen Hals an, sodaß er mir fast die Kehle zuschnürte. Noch hatte ich die Leitseile in der Hand. Diese ließ ich jetzt fahren, um mein und des Kindes Leben zu retten. Jeder Versuch, gegen das Ufer zu schwimmen, war vergebens. Die Böschung war zu steil, und das Wasser riß mich immer wieder flufwärts. Wenn ich auch momentan den Kopf über Wasser hatte, so konnte ich doch nicht im gleichen Moment die Augen öffnen; ich hörte nur die weinende Stimme des Knaben und seinen dirigierenden Ruf: „Ka thoko, ka thoko!“ (auf die Seite, auf die Seite!) —

So ging es denn immer weiter flufwärts, ohne daß es mir gelang, dem Ufer näher zu kommen. Ich hatte so viel Geistesgegenwart, eine kurze Vorbereitung auf den Tod zu machen; doch dieser sollte noch nicht eintreten. Ich erwißchte schließlich einen Grassalm und kurz darauf mehrere; dies brachte uns dem Ufer näher. Wer zuerst herauskam, weiß ich nicht, aber wir fanden uns nach einer Todesangst von ca. 5 Minuten triefend von Nässe am hohen Ufer. Die Kopfbedeckung hatten wir freilich verloren, nicht aber den Kopf. —

Unsere Sorge wendete sich jetzt den armen Pferden zu. Leider war es mir in meinem ermatteten Zustand rein unmöglich, ihnen irgendwelche Hilfe an-

gedeihen zu lassen, und so mußten wir denn vom steilen Ufer aus mit ansehen, wie die armen, noch immer an den Karren angespannten Tiere elendiglich ertranken. Ein Weib, das auf der andern Seite des Flusses auf dem Felde arbeitete, war allein Zeuge des Vorganges gewesen. Auf den Zuruf des Knaben eilte sie ins Dorf, Männerhilfe herbeizuholen. Ich selbst rannte einer kleinen Buren-Ansiedlung diesseits des Ufers zu, dort Hilfe zu erbitten. Der Besitzer eilte mit seinen Arbeitern sogleich der Unglücksstätte zu. Ich hat auch um ein Pferd, um schnell nach Mariazell zu reiten, um auch von dort Leute zu recherchieren. Leider stand kein Pferd zur Verfügung, dagegen erhielt ich eines auf einer zweiten Burenfarm, desgleichen ein Glas Milch zur Stärkung und erreichte dann bald meine Missionsstation wieder.

Als man mich in Mariazell ohne Hut und auf einem fremden Pferd daherkommen sah, ahnte man schon nichts Gutes. Ich erzählte schnell, was geschehen war. Allgemein schrieb man meine Rettung dem hl. Schutzengel zu. Bruder Firmus, unser Schaffner, eilte schleunigst mit zwei Arbeitern nach dem Unglücksplatze. Hier hatten die zuerst herbeigeeilten Schwarzen schon das zerbrochene Fahrzeug, sowie die toten Pferde aus dem Fluß gezogen. Dieses, sowie die Pferdegeschirre händigten sie getreulich dem Bruder ein, die Pferdeleichen aber erbateten sie für sich. Dem einen Gaul hatten die Burschen — es waren ihrer wohl gegen 25 — schon die Haut abgezogen. Neben an loberte ein munteres Feuerschen, und sie konnten kaum erwarten, bis die ersten Stücke Fleisch mundgerecht zubereitet waren. Offenbar erschien ihnen unser Unglück als ein höchst erfreuliches Ereignis.

Zu Hause angekommen fand ich beim Umkleiden die Taschenuhr auf neun Uhr zeigend; um diese Zeit war also das Wasser in sie gedrungen, und das Gehwerk zum Stillstand gekommen.

Drei unserer Laienbrüder und ein Missionspriester ertranken vor mehreren Jahren. Letzterer hieß P. Maurus und war damals Rektor in Citeaux. Der Erbe seines Namens ist jetzt (Januar 1909) Rektor in Maria-Linden, wohin ich heute, am Feste des hl. Maurus, eben fahren wollte.

Noch will ich erwähnen, daß wir in dem Augenblicke, als wir das Flußufer verließen, hinter uns etwas Schweres in den Fluß hörten, sodaß die Wellen am jenseitigen Ufer hoch aufschlugen. Was war das? Hatten wir doch weder einen Menschen, noch ein größeres Tier dort gesehen. Ich fand die Ursache bald heraus. Ein mächtiges Stück Erde hatte sich von der Uferbank losgelöst und war hinabgestürzt. Es war dieselbe Stelle, an der wir kurz zuvor unser Leben gerettet hatten. Wäre es auf uns gestürzt, während wir noch im Wasser waren, so hätte es uns den sicheren Tod gebracht. Noch oft werde ich mit Dank gegen Gott und seine hl. Engel an dieses Ereignis denken, wenn ich im Psalm 90 an die Worte komme: „Non accedet ad te malum, kein Uebel wird dir begegnen, denn der Herr hat deine Wege seinen Engeln befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen!“ —

### Rot, die Farbe der Tropen.

Wir lesen in den Einsendungen der Usambara-Post — einer Zeitung von Deutschostafrika, aus Tanga, den 10. Oktober 1908 folgenden Artikel, der für alle,

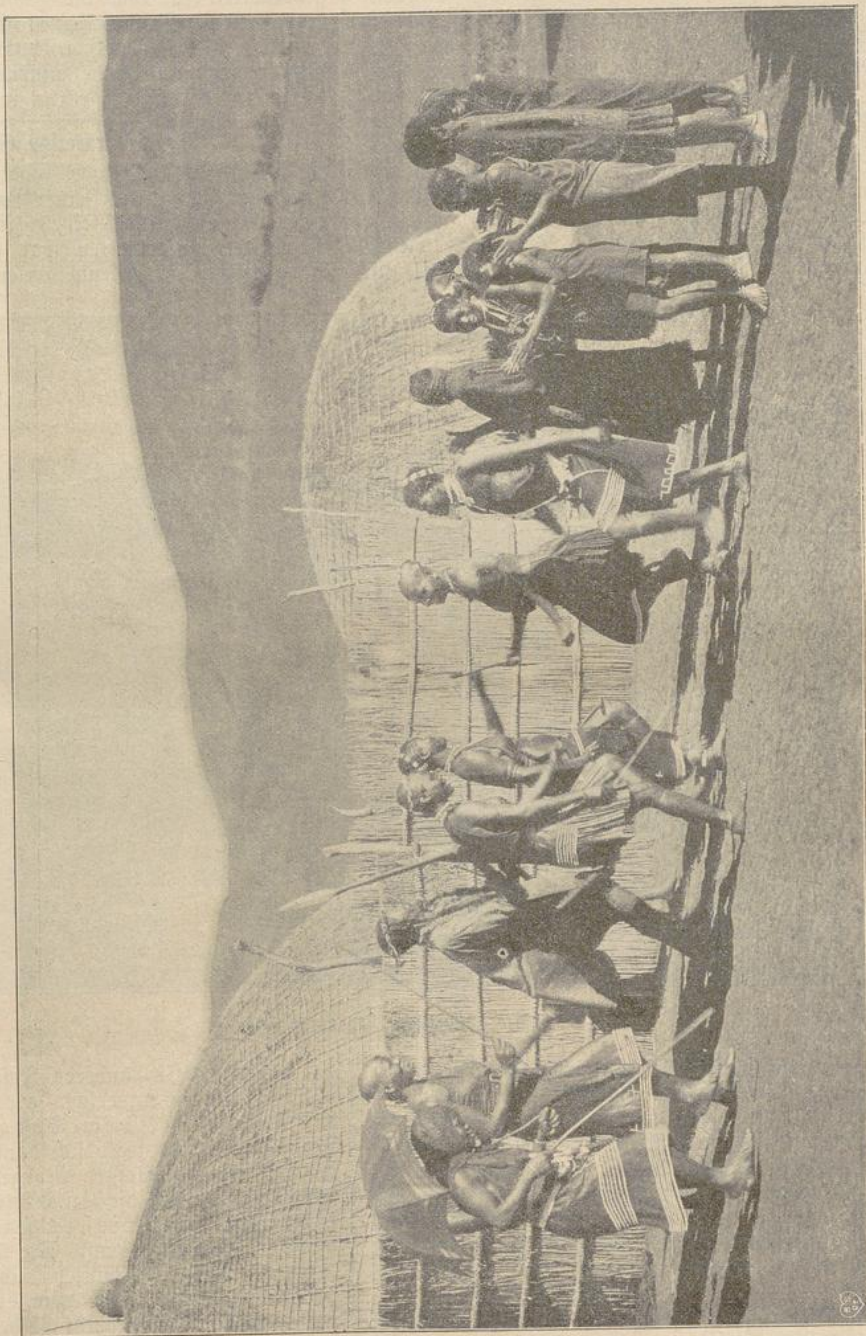
welche in den Tropen leben müssen, von Wichtigkeit ist. „Rot, die hygienische Tropenfarbe.“ — Uns wird geschrieben: Jeder, der in den Tropen lebt, kennt zur Genüge die Macht der Sonne und sucht die Einwirkung derselben auf den Körper dadurch zu mindern, daß als Farbe für die

Bekleidungsstücke weiß besonders bevorzugt wird. Trotzdem weiß seit Jahrzehnten als die beste Farbe für die Tropen allgemein bekannt ist, ist dieses doch grundsätzlich falsch. In Wirklichkeit nämlich ist nur eine einzige Farbe imstande, die schädigenden Einwirkungen des Sonnenlichtes zu verhindern, nämlich rot. Hautveränderungen werden nicht, wie man früher glaubte, durch Sonnenstrahlen erzeugt, sondern durch die chemischen, hauptsächlich durch die ultravioletten, Lichtstrahlen. Werden diese ausgeschaltet, so kann das Licht nicht mehr hautentzündend oder sonst schädlich wirken. Bekanntlich ist diese bedeutungsvolle Entdeckung von dem dänischen Professor Finsen gemacht.

Auch in den Tropen schätzt man, allerdings bei weitem noch nicht genug, die rote Farbe, und es ist jedenfalls nicht ohne Grund, wenn z. B. die chinesischen Landsleute ihren großen Sommerhütten eine rötliche Farbe geben, in vielen Gegenden die Eingeborenen rote Kopftücher tragen u. ihren Körper mit einem roten Del bestreichen; auch der rote Fez der Türken und Araber und der rote Turban der Indier dürfte ein Beweis dafür sein, daß man die sonnenschützenden Einwirkungen der roten Farbe, wenn auch nur instinktiv, längst empfunden hat.

In Anbetracht dessen dürfte es von besonderer Wichtigkeit sein, der Anwendung der roten Farbe auch bei Gebäuden aller Art in den Tropen mehr Aufmerk-

samkeit zu widmen, als bisher, sich nicht nur nach altergebrachtem Muster damit zu begnügen, weiße Dächer zu erzielen, sondern für die Dächer die rote Farbe zu verwenden. Man wird bald die angenehmen Wirkungen eines roten Daches verspüren, indem die Tem-



Canz im Kraal des Zauberers bei Clairvaux. Die dritte Person, von links angefangen, welche einen Speer hält, ist der Zauberer.

peratur in derartigen Häusern wesentlich niedriger ist, als in denjenigen mit weißen Dächern.

Ein Material, welches sich infolgedessen speziell für die Tropen eignet, und sich dort auch seit langen Jahren, und zwar sowohl in Afrika, als auch in Asien und Amerika bewährt hat, ist das Ruberoid-Bedachungsmaterial. Dieses Fabrikat wird auch in roter

Farbe geliefert, das heißt es ist nicht etwa notwendig, das Material zu streichen, sondern man erhält bei Bestellung sofort rotes Ruberoid, welches sich in fix und fertigem Zustande befindet und nur auf den Dächern verlegt zu werden braucht. Ein Weichwerden und Abtropfen findet selbst bei der größten Sonnenhitze nicht statt, und die Folge davon ist, daß sich die rote Farbe selbst in den Tropen viele Jahre hält, und irgendwelche Erhaltungsstriche nicht erforderlich sind.

Da die Isolierfähigkeit speziell des roten Ruberoid eine ganz bedeutende, außerdem das Gewicht des Materials ganz geringfügig ist (1 qm wiegt etwa 2 Kilo), so darf wohl behauptet werden, daß das rote Ruberoid das rationellste und billigste Bedachungsmaterial für die Tropen ist. Das Material wird von der Ruberoid-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, fabriziert, welche auf Anfrage gern ausführliche Auskunft erteilt, im

von Newyork nach London. Es wird gebeten, ihn dort zu Frau Barr, 40 Priory Road Chiswyk, zu führen!" Die Passagiere des Dampfers, namentlich die Frauen, nahmen sich des kleinen Weltreisenden aufs wärmste an. Er wurde von ihnen gepflegt und gehätschelt, daß ihm die Fahrt wie im Fluge verging. Eine der Frauen ließ es sich nicht nehmen, sich mit dem kleinen Reisegenossen, bevor sie ihn an seinem Bestimmungsort abließerte, zusammen photographieren zu lassen, so sehr hatte sie ihn ins Herz geschlossen.

### Eine gruselige Geschichte

hat sich in Konstantinovel zugetragen. Das griechische Irrenhaus zu Zeditule, einer Vorstadt Konstantinopels, war der Schauplatz eines grauenhaften Vorfalles. Einer der Internierten war gestorben und in den Sarg gelegt worden, um am nächsten Tage begraben



Auf dem Weg zur Schule.

übrigen ist das Fabrikat auch durch alle Exporteure zu beziehen. Die Kaffern, namentlich die Weiber und Mädchen, pflegen ihren nackten Körper, wenigstens das Gesicht und die Beine mit einer roten Farbe, welche sie an gewissen Plätzen in der Erde finden, zu bestreichen, wodurch sie ein geisterhaftes Aussehen bekommen, und zwar auch aus dem Umstande, damit sie im Sommer nicht so sehr die Hitze der brennenden Sonnenstrahlen auf der Haut empfinden.

### Mit 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahren allein über das Weltmeer.

Der jüngste Reisende der Welt ist unstreitig ein Knabe namens Karl Gladwin, der in einem Alter von 2 Jahren und 8 Monaten mutterseelenallein, ohne jede Begleitung auf einem Passagierdampfer die Fahrt von Newyork nach London zurückgelegt hat. Als er in Newyork auf das Schiff gebracht wurde, stak in einem der Knopflöcher seines Ueberziehers ein Zettel, auf dem zu lesen war: „Karl Gladwin — reist

zu werden. Ein anderer Insasse des Irrenhauses schlich sich in das unverschlossene Totenzimmer, nahm die Leiche aus dem Sarg, lehnte sie in einen Wandschrank und legte sich dann in den Sarg. Als der Priester am nächsten Morgen zur Einsegnung erschien, richtete sich die Leiche plötzlich auf. Vor Entsetzen stürzte der Priester bewußtlos zu Boden und verschied bald darauf. Die übrigen Leidtragenden liefen so rasch sie konnten aus dem Trauergemach. Nachdem sich die Leute vom ersten Schrecken erholt hatten, betraten sie neuerdings den unheimlichen Raum und konstatierten jetzt erst, daß der vom Tode Erwachte gar nicht der Verstorbene war. Auf die Frage, was mit der Leiche geschehen sei, deutete der Geistesranke auf den Wandschrank. Man öffnete den Schrank und die Leiche stürzte kopfüber heraus, jedoch die Leute Anfangs glaubten, auch der wirkliche Tote sei zum Leben wieder erwacht. Die Beerdigung ging ohne weiteren Zwischenfall vor sich.

# St. Josephsgärtchen.

## Die hl. Familie in Nazareth.

(Fortsetzung.)

In dem Hause zu Nazareth waren drei Wohnräume abge sondert. Der Raum der Mutter Gottes war der größte und angenehmste. Hier kamen Jesus, Maria und Josef auch zum Gebete zusammen; sonst sah ich sie sehr selten beisammen. Sie standen beim Gebet und hatten die Hände über der Brust gekreuzt. Ich sah sie oft bei Licht beten unter einer Lampe mit mehreren Dochten, oder es war an der Wand eine Art Armleuchter befestigt, auf dem die Flamme brannte. Jedes lebte sonst meist in seinem Raume allein.

Josef zimmerte in dem feinen. Ich sah ihn Stäbe und Latten schnitzen, Stücke Holz glatt machen, auch wohl einen Balken herantragen und sah Jesus ihm helfen. Maria war meist mit Nähen und einer Art Stricken mit kleinen Stäben beschäftigt, wobei sie mit untergeschlagenen Beinen saß und ein Körbchen neben sich hatte. Jedes schlief in seinem Verschlage allein, und das Lager bestand in einer Decke, welche Morgens zu einem Wulste aufgerollt wurde.

Ich sah Jesus den Eltern alle mögliche Handreichung tun, und auch auf der Straße, wo er Gelegenheit fand, gegen jedermann freundlich, behilflich und dienstfertig sein. Er half seinem Pflegevater in dem Handwerk, oder lebte in Gebet und Betrachtung. Allen Kindern von Nazareth war er ein Muster. Sie liebten ihn und fürchteten, ihm zu mißfallen. Und die Eltern seiner Gespielen pflegten diesen bei etwaigen Fehlern und Unarten zu sagen: „Was wird Josefs Sohn sagen, wenn ich ihm dieses erzähle? Wie wird er sich darüber betrüben!“ Sie verklagten auch manchmal die Kinder freundlich vor ihm in ihrer Gegenwart und baten ihn: „Sag' ihnen doch, daß sie dieses und jenes nicht mehr tun!“ Und Jesus nahm dieses ganz kindlich auf und bat die Kinder voll Liebe, es so und so zu machen; betete auch mit ihnen um Kraft zum himmlischen Vater, sich zu bessern, beredete sie, Abbitte zu tun und ihre Fehler gleich zu bekennen.

Etwa eine Stunde vor Nazareth gegen Sephoris zu liegt ein Dertchen, Dphna genannt. Da wohnten in Jesu Jugendzeit die Eltern von Johannes dem Evangelisten und Jakobus dem Ältern, welche oft mit Jesus waren, bis ihre Eltern nach Bethsaida zogen und sie selber zur Fischerei kamen.

In Nazareth lebte eine mit Joachim verwandte Essenerfamilie, welche vier Söhne hatte, die wenige Jahre älter oder jünger als Jesus waren. Auch sie waren Jugendgespielen Jesu, und sie und ihre Eltern pflegten immer mit der hl. Familie zusammen zum Tempel nach Jerusalem zu reisen. Diese vier Brüder wurden zuerst Johannesjünger und nach dessen Ermordung Jünger Jesu. Einer von ihnen hieß Kleophas; es ist derselbe, dem in Gesellschaft mit Lukas Jesus in Emmaus erschien.

Jesus war in seiner Jugendzeit schlant und schmächtig von Gestalt, mit einem schmalen, leuchten den Angesicht; gesund aussehend, aber doch bleich. Seine ganz schlichten, rötlich-gelben Haare hingen ihm gescheitelt über der hohen offenen Stirn auf die Schul-

tern nieder. Er hatte einen langen, lichtbräunlich-grauen Hemdrock an, der wie gewebt bis auf die Füße ging. Die Ärmel waren etwas weit an den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Der Widerstand der Eltern gegen den Plan Anna Katharinas, ins Kloster zu gehen, hörte jedoch nicht auf. Erregt es auf den ersten Anblick Verwunderung, daß die armen Bauersleute, welche doch niemals ihre Tochter in besonders glücklichen Verhältnissen zu erblicken hoffen durften, eine unüberwindliche Abneigung gegen den Eintritt ihrer Tochter in ein Kloster zeigten, so mildert sich der Eindruck, sobald wir uns vergegenwärtigen, welch' einen Schatz sie an ihr besaßen. Seit sie ihnen von Gott geschenkt worden war, hatten sie nur Trost und Freude an ihr erlebt. Das von seinem Schutzengel begleitete, hocheleuchtete Kind war ihnen schon in seinem frühesten Alter durch seine Klugheit und Geschicklichkeit, sowie durch die Gabe des Rates, den sie ungesucht und unbewußt von ihm empfangen konnten, eine unentbehrliche Zuflucht geworden.

Dazu ruhte auf ihm und all seinem Tun ein wunderbarer Segen, dessen sie dann besonders inne wurden, so oft sie es aus ihrer Nähe verlieren sollten. Zur Jungfrau herangewachsen, besaß Anna Katharina durch die unbeschreibliche Herzensgüte und Heiterkeit eines nie gestörten Seelenfriedens solche Armut des Wesens, daß die Eltern sie nie lange missen wollten. Dazu kam die rastlose, erfinderi sche Sorgfalt, in der dieses gute Kind allen Wünschen und Bedürfnissen der Eltern zuvorzukommen pflegte, und worin diese eine Bürgschaft treuester Pflege und Hilfe für die Tage ihres Alters erblickten, sodaß kein Gedanke ihnen härter fallen konnte, als auf einmal und für immer sich dieses ganzen Glückes berauben zu sollen. In der Einwilligung also, daß ihr Kind dem Rufe Gottes in den Ordensstand folge, lag für diese armen Eltern die Verzichtleistung auf alles, was ihnen lieb und teuer war und wofür ihnen kein Ersatz geboten werden konnte. Sie hatten aber auch nach dem damaligen Stande der Klöster zu besorgen, daß ihre Armut der Tochter zeit lebens zum Vorwurf gereichen, und daß niemand begreifen werde, welch' ein Opfer sie mit Hingabe ihres Kindes gebracht hätten. Darum drangen sie mit Bitten, mit zärtlichen Vorwürfen, mit Tränen, mit Ausbrüchen heftigen Schmerzes, ja selbst mit hartem Tadel auf Anna Katharina ein, ihr Vorhaben aufzugeben, indem sie es bald als Trotz und Eigensinn, bald wieder als Scheu vor den Beschwerden eines dürftigen Lebens in der Welt darzustellen suchten, sodaß dadurch ihr weiches Herz oft sehr bedrängt wurde und oft kaum wußte, was sie ihnen entgegen sollte. Sie nahm in solcher Lage zu eifrigem Gebet ihre Zuflucht, um Klarheit und Stärke zur Ausführung zu erlangen.

„Die Eltern“, gestand sie später vor ihrem Gewissensrate, Oberberg, „sprachen mir immer vom Heiraten, wovor ich einen großen Widerwillen hatte. Da

ging ich nun an, Gott zu bitten, er möge mir diesen Widerwillen nehmen, wenn es sein Wille sei, daß ich den Eltern nachgebe und in den Ehestand eintrete. Da wuchs aber mein Verlangen, ins Kloster zu gehen, noch mehr.“

„Ich habe auch meinem Pfarherrn und dem Beichtvater meine Verlegenheit gesagt und sie um Rat gefragt. Beide sagten mir, wenn ich keine Brüder und Schwestern hätte, welche für die Eltern sorgen könnten, dürfte ich wider deren Willen nicht in's Kloster gehen. Nun aber, da die Eltern mehrere Kinder hätten, behielt ich meine Freiheit darin. Ich blieb also standhaft in meinem Vorfas.“

Im 18 Jahre empfing Anna Katharina das hl. Sakrament der Firmung vom damaligen Weihbischof von Münster, Kaspar May von Droste-Bischering. Es erschien ihr das wie ein Ruf vom Himmel und sie bereitete sich mit höchstem Ernste darauf vor, um durch die Wirkung dieses wunderbaren Sakramentes die nötige Stärkung und Freudigkeit des Geistes wieder zu erlangen. Sie selbst erzählt darüber:

„Wir Firmlinge zogen kirchspielweise nach Koesfeld. Ich stand mit meinen Gesellsinnen vor der Türe, ehe wir vor den Bischof kamen. Ich hatte ein lebendiges Gefühl von der Feier, die in der Kirche geschah, und sah die Herausstretenden in verschiedenen Graden in sich verwandelt. Ich sah sie aber auch äußerlich gezeichnet. Als ich in die Kirche trat, sah ich den Weihbischof leuchtend; es waren um ihn wie Scharen himmlischer Kräfte. Die Salbung leuchtete, und auf den Stirnen der Gefirmten glänzte Licht. Als er mich salbte, drang Feuer durch meine Stirn bis zum Herzen und ich fühlte mich gestärkt. Seit der Zeit konnte auch mein wunderliches Herz nie mehr unterlassen, die Strafe jeder Schuld mir zu erspüren, die mir gezeigt wurde, oder die ich sah.“

Ihr Beichtvater bestätigte wiederholt, daß sie zum hl. Ordensstand berufen sei; und da sie ihre Sorge gestand, wegen Mangel an Mitgift keine Aufnahme finden zu können, tröstete er sie mit dem Hinweis auf die allmächtige Güte Gottes und mit dem Versprechen, sich persönlich für sie zu verwenden. Sie selbst übte sich inzwischen in allen Werten christlicher Frömmigkeit, namentlich besuchte sie gerne den heil. Kreuzweg, und war gegen alle Menschen überaus gutherzig, sodaß sie trotz der eigenen Armut immer wieder weggab, was sie verdiente. Auch litt sie durchaus nicht, daß man von den Fehlern anderer sprach und gab ihren Freundinnen deshalb oft gute Ermahnungen.

### Von Pavianen geraubt.

Von R. S. (Fortsetzung.)

Wir kehrten zurück, und Stella ging in den Mittelbau, wo ich Hendrika im Schatten der Türe stehen sah. „Hendrika“, sagte ich, „warum hast du Stella und mich im Garten beobachtet?“

Sie zog trotzig die wulstigen Lippen in die Höhe, sodaß ihre schneeweißen Zähne im Mondlicht schimmerten, und entgegnete dann: „Makumajan, viele Jahre ich habe bewacht Stella. Warum soll nun aufhören zu wachen, weil weißer Mann gekommen und mir stehlen will? A! A! Huh, Huh! Immer bist bei ihr! Warum? Was willst mit Stella?“

„Ich bin bei ihr, weil ich sie liebe, und weil sie mich wieder liebt. Doch, was geht das dich an, Hendrika?“

„Was mich geht an? Wer darf Stella lieben? Huh! Huh! Hendrika liebt Stella und hat Recht dazu, weil wurde gerettet von Pavianen. Ich bin Mädchen, darf lieben. Du nicht, bist Mann. A! A! Ich pflücken Blumen für Stella, viele Blumen. Ich auf Felsen steigen, wo niemand kann gehen, und hole herab. Du einfach in Garten gehen, Orangenblüten herunterreißen und Stella bringen. Und sie, was tut? Huh! Huh! Nimm Orangenblüten von dir und steck an Brust; meine Blumen läßt sterben. — Ich rufe: „Stella! Stella!“ — Sie nicht hören, immer denken, immer simen, du sprechen weit weg, ganz leise — sie hören und lächeln, ganz vergnügt. — Früher Stella mich liebte, manchmal auch küßte, jetzt küßt Tota, weißes Balg, das du gebracht aus Wüste. — O, O, ich alles sehen, alles! Ich gleich gemerkt. A! A! Du Stellas Liebe gestohlen; mich hat vergessen! — Makumajan, paß up! Hendrika Rache nehmen! Du mich hassen, weiß es; mich für halben Affen halten. A! A! Dein Diener mich nennen Pavianfrau; habe selbst gehört. Paß up! Ist wahr, habe gelebt mit Pavianen; Paviane sind klug, können machen böse Streiche und Dinge wissen, die weißer Mann nicht weiß. Hendrika aber ist klüger noch als Pavian und ist schnell und stark wie sie. Huh! Huh! Makumajan, paß up, sonst wirst fallen in großes Loch!“

Ich gestehe offen, die Worte dieses kleinen Teufels gingen mir durch Mart und Bein trotz des schrecklichen Kanderwelsches, das sie mir mühsam herausstieß. Namentlich entsetzten mich die wilden Blicke, die sie mir zuwarf, und aus denen ein Haß hervorleuchtete, wie ich ihn noch bei keinem Menschen gefunden. Ja, ich begann dieses Geschöpf zu fürchten, das halb Affe, halb Mensch war, und mir ahnte schmerzliches Unheil von ihrer Seite. Trotzdem konnte ich ihr nicht eigentlich böse sein; im Gegenteil, ihre Wut und ihre Eifersucht hatte für mich auch etwas Rührendes. Frauen und engherzige Seelen neigen überhaupt zur Eifersucht. Dieses Weib aber war ein halbes Tier, begreiflich also, daß ihre Eifersucht ins Maßlose wuchs; denn von Neberlegung oder Selbstbeherrschung konnte bei ihr keine Rede sein. —

Hendrika war in ihre Hütte zurückgekehrt, ich aber trat, meine Unglücksahnungen abschüttelnd, in den Mittelbau. Herr Carlson ruhte auf dem Sofa; neben ihm kniete Stella, hielt seine Hand und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Ich sah sofort, daß sie ihm alles mitgeteilt habe. Ich war froh, denn dies ersparte mir eine peinliche Erklärung.

„Kommen Sie her, Allan Quatermain“, sprach er in ernstem Tone, sodaß mein Herz mächtig zu pochen begann. „Stella sagte mir soeben, daß Sie sich verlobt haben.“ — „Ja, das haben wir, und unsere Liebe ist aufrichtig!“ — „Dafür danke ich dem Himmel“, fuhr der edle Mann fort. „Hört, meine Kinder: Vor vielen Jahren kam ein großer Kummer, ein schweres Unglück über mich. Ich beschloß, mit meinem einzigen Kinde in die Wildnis zu gehen und dort fern von der Zivilisation und ihren Uebeln zu leben. Ich tat es, fand diesen Platz und habe mich seitdem in meine neue Lage hineingelebt. Anfangs dachte ich, meine Tochter in völliger Unwissenheit, als ein reines Naturkind, aufwachsen zu lassen, sah jedoch bald die Verkehrtheit meines Planes ein. Ich hatte kein Recht, sie zur Bildungsstufe der unwohnenden Wilden zu degradieren. Ich erzog sie daher, so gut ich konnte und ich bin überzeugt, daß sie ihren Schwestern, den Kin-

dem der zivilisierten Welt, keineswegs nachsteht. Sie wuchs heran und reifte zur Jungfrau, und jetzt erkannte ich ferner, daß ich ihr ein bitteres Unrecht zufügen würde, falls ich sie noch lange in der Wildnis zurückhielte. Trotzdem konnte ich mich nur schwer entschließen, einen Platz zu verlassen, den ich über alles lieb gewonnen hatte. Wieder und wieder schob ich daher meinen Plan auf. Da wurde ich plötzlich zu Anfang dieses Jahres krank. Eine Weile wartete ich noch in der Hoffnung, es würde besser werden, endlich aber mußte ich mir gestehen, daß meine Tage gezählt seien. Ich weiß, ich werde bald sterben."

"Ach nein, mein vielgeliebter Vater", rief Stella erschrocken aus, "nein, du darfst nicht sterben!" — "Wir sind in Gottes Hand, mein Kind, und was er tut, ist wohlgetan. Uebri- gens wirst du die Trennung jetzt leichter ertragen, da du an Herrn Allan einen treuen Freund, einen liebenden Gatten gefunden. . . . Also, wie gesagt, ich wollte zur Küste reisen und Stella mitnehmen. An demselben Tage nun, da ich mich zu dem schweren Schritt entschlossen hatte, fand Stella Sie sterbend un- term Baum in der Wüste. Sie kamen hier- her, Sie, dessen Vater mein bester Freund in der Welt gewesen, Sie, dessen Hände einst meinem Kinde das Le- ben gerettet, und der Sie nun Ihrerseits Ihr eigenes Leben meiner geliebten Tochter zu ver- danken haben."

Ich sagte damals nichts, aber ich sah darin die Hand der göttlichen Vorsehung und beschloß mit der Ausführung meines Planes zu warten. Jetzt danke ich Gott, daß sich alles so gewendet hat. Der Herr segne euch, meine Kinder! Möget ihr glücklich sein in eurer Liebe bis zum Tode und darüber hinaus!" Mit diesen Worten streckte er mir

die Hand entgegen. Ich ergriff sie mit Innigkeit und küßte sie. Dann fuhr er fort:

"Es ist meine Absicht, euch nächsten Sonntag zu



Eine Palmen- und Zypressen-Allee.

trauen. Ich möchte es bald tun, weil ich nicht weiß, wie lange mir noch zu leben gegönnt ist. Ich glaube, unter den obwaltenden Umständen ist eine solche Trau- ung gültig und erlaubt,\*) doch müßt ihr mir ver-

\*) Herr Carlson, Stella und Allan Quatremain waren Protestanten.

ipprechen, eure Ehe kirchlich einsegnen zu lassen, sobald sich Gelegenheit dazu findet. Jetzt noch eins: als ich England verließ, hatte ich keine Zeit, meine verwickelten Vermögensverhältnisse nach Wunsch zu ordnen. Seitdem wurde die Sache geregelt, und bei meinem letzten Besuch in Natal erfuhr ich, alle Rückstände seien bezahlt und es sei noch ein ganz beträchtliches Vermögen übrig geblieben. Stella ist natürlich meine Erbin, und somit werdet ihr nicht ohne Vermögen heiraten.

Zum Schluß möchte ich noch folgendes bestimmen: Sobald ich sterbe, sollt ihr diesen Ort verlassen und bei erster Gelegenheit nach England zurückkehren. Ich verlange nicht, daß ihr immer dort bleibt, es möchte für euch, die ihr beide in der Wildnis groß geworden, zu viel sein. Doch sollt ihr euer schönes Heimatland sehen und sollt es lieben und schätzen lernen. Sollt ihr mir dies versprechen, meine lieben Kinder?"

„Ich verspreche es“, gab ich zur Antwort. „Und ich ebenfalls“, erwiderte Stella. „Gut so; nun ist alles geordnet, und ruhig kann ich fortan der Zukunft entgegensehen. Und nur gute Nacht, meine Kinder; Gott segne euch beide!“ —

#### 4. Kapitel.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Unterredung mit Zndabasimbi; ich sagte ihm, daß ich im Begriffe stände, mich an Stella zu verheiraten. Er sprach: „Viele Menschen müssen zufrieden sein, den Stern von ferne zu beobachten; dir ist es gegeben, ihn auf dem Herzen zu tragen. Doch bedenke, Matumasan, Sterne können untergehen!“ —

„Kannst du dein Krächzen denn gar nicht lassen, du leidiger Unglücksrabe?“ antwortete ich ärgerlich; denn seine Worte weckten einen wahren Schauer in meinem Herzen. Doch er fuhr fort: „Matumasan, ein wahrer Prophet muß alles sagen, das Böse wie das Gute. Doch was schadet das? Was ist das Leben anders als ein Verlust nach dem andern, bis endlich das Leben selbst verloren geht? Aber im Tode werden wir das wieder finden, was wir einst verloren hatten. Drum sei glücklich mit deinem Stern, und wenn er untergeht, — Matumasan, dann warte, bis er wieder aufgeht. Es wird nicht lange dauern; eines Tages wirst du dich schlafen legen, und beim Erwachen werden deine Augen einen andern Himmel sehen, und dort wird dir auf immer dein Stern leuchten!“ . . .

Es war ein merkwürdiger Mann dieser alte Wahrsager und Regendoktor, und es steckte mehr Weisheit in ihm, als in manchem gelehrten Atheisten, diesen Falschmünzern und Dieben, die unter dem Deckmantel des Fortschritts und der Humanität dem Menschen die Hoffnung auf ein besseres Jenseits nehmen, die ihm einen falschen Himmel zeigen, um ihn zuletzt in öder, selbstgeschaffener Hölle zurückzulassen.

„Zndabasimbi“, sagte ich, auf ein anderes Thema übergehend, „ich habe dir etwas zu sagen. Und nun erzählte ich ihm die Drohungen Hendrikas. Er lauschte mit unverwandtem Blick und nickte zuweilen zustimmend. Ich sah ihm an, daß ihn meine Worte sehr beunruhigten. „Matumasan“, begann er endlich, „ich habe es dir schon einmal gesagt, daß dies eine böse Person ist. Sie ist mit Paviansmilch genährt und drum steckt die Paviansnatur in ihrem Herzen. Solche Geschöpfe sollte man eigentlich gar nicht am Leben lassen, denn sie sind gefährlicher als

wilde Tiere. Du wirst sehen, sie wird noch großes Unheil stiften. Doch beruhige dich, Matumasan, Zndabasimbi wird über dich wachen!“ —

Den übrigen Tag verbrachte ich in Stellas Gesellschaft. Endlich kam der Samstag, der Vorabend unserer Hochzeit. Es regnete an jenem Abend; deshalb gingen wir nicht aus, sondern verbrachten die auf das Abendessen folgende Stunde in der trauten Stube. Wir saßen Hand in Hand und sprachen wenig, Herr Carson dagegen sprach viel und erzählte uns manch interessante Geschichte aus seiner Jugendzeit und den Ländern, die er in seinem vielbewegten Leben durchwandert hatte. Zuletzt las er noch ein Kapitel aus der Bibel und wünschte uns gute Nacht; dann zogen wir uns zurück.

Stella ging in ihr Schlafgemach, und auch ich suchte mein Zimmer auf. Bevor ich mich niederlegte, öffnete ich nochmals die Türe, um nach dem Wetter zu sehen. Es regnete noch immer und war sehr dunkel; doch als das Licht aus dem Zimmer in die Dunkelheit hinausstrahlte, war es mir, als schleiche eine geheimnisvolle Gestalt vorbei. Unwillkürlich durchzuckte mich der Gedanke an Hendrika! Sollte es möglich sein, daß sie Nachts da draußen herumlungerte? Ich hatte bisher Herrn Carson und Stella nichts von den Drohungen Hendrikas erzählt; ich wollte sie nicht beunruhigen und wußte, daß Stella an der merkwürdigen Person hing. Weshalb sollte ich also das Vertrauen, das sie auf sie setzte, erschüttern, bevor es absolut notwendig war? — Ich ging also wieder hinein und legte die starke, hölzerne Stange vor, die dazu diente, die Türe zu verschließen. Der alte Zndabasimbi aber hatte sich seit ein paar Nächten angewöhnt, in dem gewölbten Gang zu schlafen, der aus dem großen Mittelbau zu meinem Zimmer führt. Als ich zu Bett ging, war ich über ihn hinweggestiegen; er war in eine Decke eingewickelt und allem Anschein nach schlief er fest. So hatte ich also nichts zu befürchten: die Türe war zu, und vor meinem Zimmer lag ein Wächter. Wohl schien er jetzt zu schlafen, doch ich wußte, daß er beim geringsten Geräusch sofort aufwache.

Ich ging zu Bett und lag eine Zeitlang wach. Ich dachte an das große Glück, das mir morgen bevorstand und an die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung, die alles so wunderbar gelenkt hatte. Noch vor wenigen Wochen lag ich, mit meinem sterbenden Kinde halb verschmachtet in der Wüste, und nun stand ich im Begriffe, eines der schönsten Mädchen in der Welt zu heiraten, ein Mädchen, an dem ich mit einer Liebe hing, die ich gar nicht für möglich gehalten hätte, und die mich wieder liebte. Und als ob das alles nicht des Glückes genug gewesen wäre, sollte ich auch ihr großes Doppelvermögen bekommen, hier in Afrika und drüben in England, Summen, so groß, daß ich fortan imstande war, meine idealsten Pläne zu verwirklichen.

Als ich nun so dalag und über all das nachdachte, ängstigte mich plötzlich mein neues, unverhofftes Glück. Es war mir auf einmal, als sei es für einen armen, sterblichen Menschen zu groß; auch kamen mir wieder plötzlich die melancholischen Prophezeihungen des alten Zndabasimbi ins Gedächtnis. Hatte er nicht gesagt, mein Stern würde bald untergehen? Ich kannte den merkwürdigen Alten schon längst, und bisher hatte er immer richtig prophezeit. Wie, wenn auch diesmal sein Wort einträfe? Es überließ mich eiskalt und ich fing an zu beten und mich dem Schutze Gottes zu empfehlen. . . .

Noch hatte ich gleichsam die Worte auf meinen Lippen, da schließ ich ein und hatte einen furchtbaren Traum. Ich stand mit Stella am Traualtar. Sie war in Weiß gekleidet und strahlte vor Schönheit, aber es war eine unheimliche, geisterhafte Schönheit, die mich ganz erschreckte. Ihre Augen leuchteten wie zwei Sterne, eine bleiche Flamme spielte in ihren Zügen, und obsonder Wind wehte, blieb ihr Haupthaar unbeweglich. Noch mehr: ihr weißes Kleid erschien mir plötzlich wie ein Leichentuch, und der Traualtar, an dem wir standen, war aus Erde gebildet, die aus einem tiefen Grabe, das zwischen uns gähnte, ausgeworfen war. So warteten wir auf Einen, der uns trauen sollte; aber niemand kam. — Da plötzlich sprang aus dem offenen Grab Hendrikas Gestalt! In ihrer Hand bligte ein großes Messer. Sie stieß nach mir, traf aber Stella mitten ins Herz. Mit einem leisen Schrei sank sie rückwärts ins Grab und hielt im Fallen noch die Augen auf mich gerichtet. Sofort sprang ihr Hendrika nach ins Grab. Ich hörte, wie ihre Füße dumpf in der Grube aufschlugen. — . . .

(Fortsetzung folgt.)

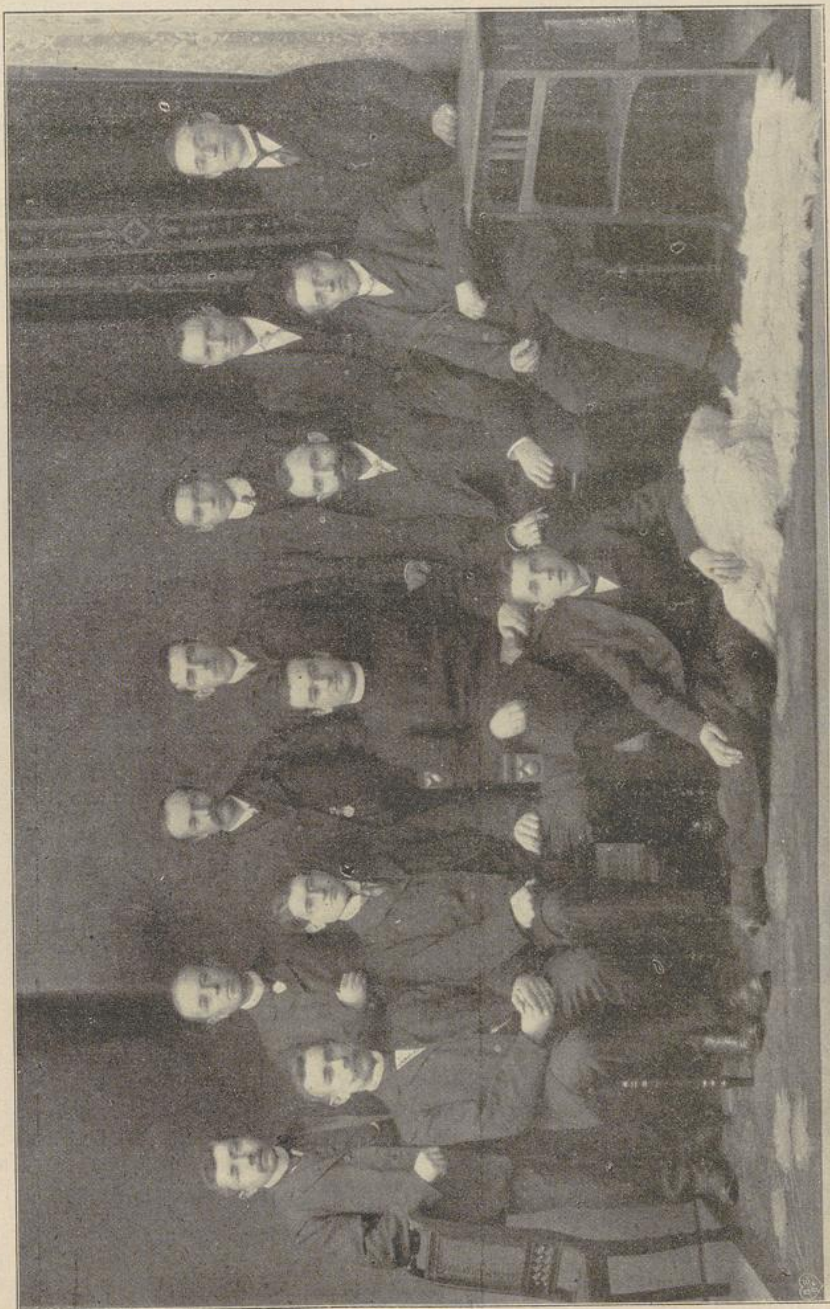
**Bei der Ährenlese auf dem Missionsacker.**

Von Schw. Margaretha, C.P.S.

Maria Telgte. — Als ich eines Tages von einer catechetischen Exkursion zurücktritt, kam ich ziemlich nahe an einem Kaffeekraal vorbei, in dem, wie ich wußte, eben eine Masse schwarzen Volkes bei einem Biergelage versammelt war. Obgleich von dem weiten Mitte ziemlich erschöpft, lenkte ich dennoch, einer inneren Stimme gehorchend, mein Köpflein dorthin. Wider Vermuten hatte ich bei ähnlichen Anlässen schon öfters ein Samenörnlein austreuen können, das später seine

Frucht getragen. Vielleicht, so dachte ich, gibt es auch diesmal eine unsterbliche Seele für den Himmel zu gewinnen.

Beim Kraale angekommen, trat mir sofort ein junger Mann entgegen mit den Worten: „Schwester,



Die am 17. März nach Mariannhill abgereisten Postulanten.

von links nach rechts.

- Obere Reihe: Jof. Poppelmann, Schuster. Cohnen Eubdicott. Martin Fuchs, Landwirt. Emil Sibinski, Bergmann. Jof. Engels, (stud.)
- Karl Frenn, Kirchendiener. Adolf Polzem, Schloffer. — Untere Reihe: Raver Karaljak, Schreiner. Anton Kub (stud.)
- Paul Duiotet, Hochw. Johann Luntkenheimer, Klebmer. Jofef Wagner, Schüller.

mein einziges Kind liegt zu Hause schwer krank und ist schon dem Tode nahe. Bitte, besuche es! Wenn du ihm helfen und es gesund machen kannst, so will ich mit all den Meinigen den katholischen Glauben annehmen und mich taufen lassen.“

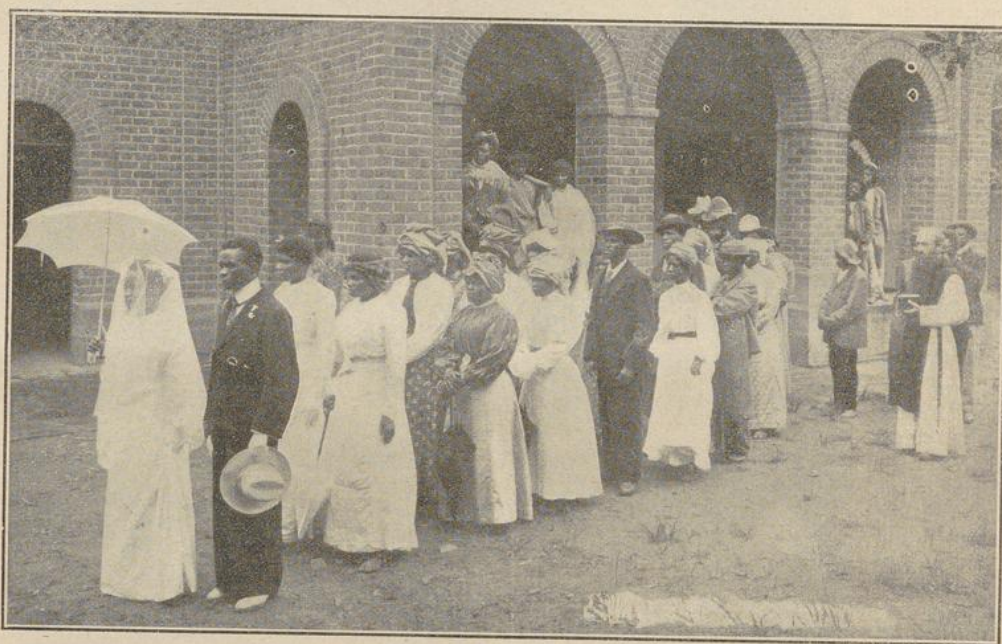
Natürlich eilte ich sogleich dem betr. Kraale zu. Ich fand da ein altes Großmütterlein und bei ihr lag an Boden ihre Enkelin, ein ungemein liebes Kind

von ungefähr 5 bis 6 Jahren. Ach, das arme Geschöpfchen war so schwer krank, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, es möchte seine Seele aushauchen. Nachdem ich die feste Zusage erhalten, das Kind, falls es genesen sollte, in die katholische Schule zu schicken, taufte ich es auf den Namen „Maria“. Eine halbe Stunde später war die Kleine im unbefleckten Gewande der Taufanschuld bereits im Himmel! Meine stille Hoffnung war, daß sie am Throne Gottes eine kräftige Fürsprecherin sein würde für die übrigen noch heidnischen Verwandten. Und in der Tat, ich hatte mich nicht getäuscht. Bald darauf bekehrte sich der Onkel nebst dem Großvater und der Großmutter des Kindes.

Mit der Bekehrung des Onkels, eines Bruders ihres Vaters, hatte es aber folgende Verwandnis. Eines Tages fühlte er sich — er war noch ein zarter Jüngling von etwa 15 bis 16 Jahren — bei der Rückkehr

sionschwester werde ich nicht mehr sehen; sie kann heute nicht zu mir kommen, denn sie ist weit fortgeritten, um christlichen Unterricht zu erteilen.“ Nach diesen Worten küßte er das Kreuzifix, schaute es noch eine Weile voll Liebe und Ehrfurcht an, breitete sodann beide Arme aus und gab in sitzender Stellung seinen Geist auf.

Dies alles erzählte mir die Mutter; sie fügte aber bei, daß sie seit jenem Tage das Kreuzifix sehr fürchte. „Mein Kind ist damit gestorben“, sagte sie, „und ich zittere, wenn ich es nur anlicke.“ Die anwesenden schwarzen Christen suchten dem Weib die törichte Angst zu benehmen, und ich selbst sprach zu ihr vom Sohne Gottes, der aus Liebe zu uns Menschen vom Himmel herabgestiegen und um uns von der Sünde und dem ewigen Tode zu erlösen, am Kreuz für uns gestorben. Endlich ließ sie sich dazu bewegen, das Kreuzifix zu küssen, doch sie tat es mit geschlossenen Augen und



Christliche Kaffernhochzeit in Mariannhill.

von der Weide von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, das nicht mehr weichen wollte. Er verfiel mehr und mehr einem schwächenden Siechtum, und bald war jede Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden. Ich besuchte ihn oft und unterrichtete ihn in den Heilswahrheiten unseres hl. Glaubens. Nachdem er gehörig vorbereitet war, empfing er die hl. Taufe und erhielt dabei den Namen „Moyfius“.

Eine ungemein große Freude machte ich ihm, als ich ihm eines Tages ein weißes Hemd und ein kleines Kreuzifix mitbrachte. Seine Mutter jedoch, die noch eine Heidin war, nahm ihm kurz darauf unter dem Vorwand, das Hemd waschen zu müssen, beides ab, ohne sie ihm wieder zurückzugeben. Das betrückte nun den Kranken gar sehr und er ließ, wie mir später die Mutter selbst vor vielen Zeugen erzählte, mit Bitten nicht nach, bis er endlich sein liebes Kreuzchen wieder erhalten hatte; das Hemd aber zog er sich unter Aufgebot seiner letzten Kräfte selber an. „Mutter“, sagte er hierauf, „ich gehe noch heute heim zum lieben Gott. Die Mit-

zitternd an allen Gliedern. Später jedoch kaufte sie sich Kleider, kam fleißig zum christlichen Unterricht und trägt nun das Bild des gekreuzigten Heilandes als schönsten Schmuck auf der Brust. An Stelle der Furcht ist Glaube, Hoffnung und Liebe eingezogen in ihr Herz, und in Bälde soll sie durch die hl. Taufe wiedergeboren werden zum Kinde Gottes. Ihr Mann, Joseph mit Namen, ist bereits ein Christ und kommt trotz seiner sechzig Jahre recht fleißig zur Kirche und zum christlichen Unterricht.

So ist also das festige Hinscheiden der kleinen Maria und des jugendlichen Moyfius mehreren aus ihrer heidnischen Familie Anlaß zur Bekehrung und zum Empfange der hl. Taufe geworden.

Goldkörn er.  
Der Arme weint —  
Gedenke seiner!  
Du Glücklicher:  
Gott denkt deiner.

## Ein Überfall.

Jedes Tier auf der Welt hat zum wenigsten in irgend einem anderen Tiere seinen Feind, und gerade die friedfertigsten Tiere werden am meisten bedroht, denn es fehlt ihnen an Waffen zur Abwehr. Der Strauß ist eines derjenigen Tiere, die keinem anderen etwas zu Leide tun, dem aber auch zugleich jede ausgiebige Waffe verlagert ist. Wohl wäre er kräftig genug, um mit seinen langen und starken Läufen irgend welche Angriffe abzuwehren, doch weiß er sie nur im Kampfe gegen seinesgleichen zu gebrauchen, oder davon zulaufen. Im Laufen holt ihn so leicht kein Tier ein. Doch sein Hauptfeind, der Panther, läßt sich gar nicht auf einen Wettlauf mit dem schnelfühigen Vogel ein. Auf hohem Aste lauert er der vorüberziehenden Straußenherde auf, erliest sich sein Opfer und stürzt sich von oben her darauf — von oben her das Säugetier auf dem Vogel — eine vollständige Verschiebung des sonst üblichen tierweltlichen Kriegesgebrauches! — Der Strauß aber, der auf solche Weise überfallen wird, ist immer verloren. Mag er auch mit rasender Geschwindigkeit weiter über den Boden sausen, lange trägt er die Last seines geschickten Reiters nicht, es geht ihm ebenso, wie dem Giraffen in Freiligraths „Löwenritt“ — das Kopf wird des Reiters Speise.



Ein Überfall (mit Text).

Die Häuslichkeit. Was unserer Zeit, und zwar beinahe allen Ständen, abhanden gekommen, das ist der Sinn für Häuslichkeit. Nur wenige suchen ihr Glück, ihre Freude und Erholung daheim, im trauten Kreise der Familie, und doch gilt, was Goethe sagt:

Draußen zu wenig und zuviel;  
Zuhause nur ist Maß und Ziel.

Draußen, im Gasthaus, in Gesellschaften, im Theater, bei Festen, auf dem Jahrmarkt, auf dem Tanzboden sucht die Jugend Glück und Freude in Zerstreuungen, nicht Sammlung bei Freunden, bei Angehörigen. So machen es sehr viele Männer und Jünglinge, Gefellen und Knechte, ja sogar auch Jungfrauen und Mütter. Was sie aber suchen, finden sie

nicht. Das Herz wird immer öder und leerer, und die Unzufriedenheit nimmt zu.

Der heilige Josef, der Vorsteher der heiligen Familie, und das Vorbild christlicher Familienväter, liebte die Häuslichkeit. Sein stilles Haus in Nazareth war Zeuge seines häuslichen Glückes. Von ihm soll jeder Leser die Liebe zum häuslichen Herde lernen, und jede Leserin von der jungfräulichen Gottesmutter Maria, dann wächst die Zufriedenheit in unseren Familien.

Wie gefährlich ist für viele die Sommerzeit mit ihren vielen Vereins- und Stiftungsfeften, Sängersfesten, Turnersfesten, Schützenfesten,

Kriegersfesten und dergleichen, die alle mit Ball und Tanz endigen und meist Tage und Nächte hindurch bis an den hellen Morgen dauern! Wie viel Kapital von Geld und Gesundheit, von häuslichem Glück und Zufriedenheit geht auf diesen Festlichkeiten und Vergnügungen verloren! Wie freuen sich die bösen Geister, denn sie machen eine reiche Ernte! Wie müssen trauern die Engel vieler christlichen Familien!

Im Kreuz ist Sieg.

Das Kreuz erlöst uns, es erlöst aber nur diejenigen, welche es als Werkzeug der Heiligen auf sich nehmen. Es genügt nicht, daß man leide, man muß mit Christus leiden, es genügt nicht, daß man sterbe, man muß mit Christus sterben. Das Evangelium sagt von unserm Vorbilde: „Er litt, weil er wollte.“ Indem wir uns freiwillig

mit seinem Leiden und Tode vereinigen, werden wir mit ihm dereinst auferstehen und getränkt werden.

Unvorhergesehene Antwort. A.: „Da ist im oberen Tale wieder eine neue Fabrik entstanden.“  
B.: „Was machen denn die?“ — A.: „Schlechte Geschäfte!“

Ein Kenner. Gast: „Das ist einmal ein Wein, — da kann man darauf schwören, daß das ein Naturwein ist.“ — Wirt: „Woher vermuten Sie das?“  
Gast: „Der Kerl ist so sauer, daß man das künstlich herzustellen gar nicht imstande ist.“

Bitte

St. Josefshelm, recht wohl bekannt  
Im eignen und im fremden Land,  
Ein Kinderheim, so lieb und wert,  
Dah überall mans hoch verehrt.  
Das Bildchen, das ich jüngst bekam,  
Zeigt mir so recht den Frieden an,  
Der stets in diesem Heime tront,  
Wo stets man nur darauf bedacht,  
Was Kinderherzen glücklich macht.  
In solchem Heim, das wollt ich sagen,  
Darf nimmer Sorg' ums Brot man haben,  
Denn spende froh man eine Gabe  
Nach seiner Kraft und seinem Gabe  
Denn

St. Josefshelm St. Benedikt, Hermetswil, St. Margda, Schweiz,  
oder: St. Josefshelm, St. Teresia. Rocca di Papa bei Rom.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen  
aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Erding, Wallersberg, Kempten, Bodenmais, Weißenhorn, Tannesberg, Malsch, Reuschenau, Kahl, Freudenberg, Wiesbach, Viechtach, Niedenburg, Dorpropolzen, Hochheim, Schweißstein, Surburg, Scheidegg, Aibling, Rhina, Fürstfeldbruck, Gmünd, Sparöb, Weißenhorn, Dreifaltigkeit, Elharten, Kammerberg, Gözenbrück, Säßolsheim.

Danksgagungen

sind eingegangen aus (Veröffentlichung war versprochen): St. Valentin, Unterwittighausen, Viechtach, Achensee. Für erlangte Hilfe z. E. d. I. M. Gottes d. h. Josef, Antonius Kaverius wird mehrmals gedankt für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen. Grefrath, Düren, Köln, Niederlecher.

Gebets-Empfehlungen.

Um günstigen Ausgang eines schw. Anliegen. Um Besserung eines Sohnes. Eine Heirat. Glückliche Sterbstunde. Schwere Anliegen. Erlangung einer erbetenen Dienststation. Glückliche Entbindung. Ein langwährendes Magenleiden. Eine nichttrante Frau. Ein leichtsinniger Student. In großem Seelenleiden. Um würdige Osterbeichte. Um glückliche Ehe. Um Glück und Segen in der Familie. Trunkfüchtige. Geistesranke. Mehrere Anliegen. Einige Kranke. In Prozeßangelegenheit. Ein stummes Kind. Leichtsinnige Söhne und Töchter. Eine halsleidende Tochter. Schweres Anliegen. Glück im Baumunternehmen. Um ein glaubensstarkes Leben. Um gute Dienstboten. Erstkommunikanten. Um Besserung eines Sohnes. Ein kranker Priester. Schwerhörige. Erkenntnis des Berufes. Ueberwindung aller Hindernisse zum Ordensstand. Um den Schutz Gottes. Eheleute um Frieden und Einigkeit. Mehrere wichtige Familienanliegen. Um glückliche Entbindung und guten Hausverkauf. In besondern Anliegen. Um Gesundheit mehrerer dem Gebete Empföhler. Um Kinderliegen. Um gute Beschäftigung. Um guten Ausgang eines Prozesses. Für einen kranken Mann in Vorst. Um glückliche Entbindung. Ein jugendlicher Sinder. Ein kranker Knabe. Um katholische Taufe eines Kindes. Eine jüngst gestorbene Sammlerin. Ein schwer bedrängter junger Mann. Um beständigen Verdienst. Ein jähzorniger, dem Fluchen ergebener Vater. Eine Familie mit schwerem Kummer. Ein tief gefallener Bruder um seine baldige Bekehrung. Ein glaubensloser Gatte und seine Ehefrau. Um gute Erziehung eines Pflegekindes und Bewahrung seiner Unschuld. Um glückliche Zukunft einer bedrängten Familie. Um Bekehrung eines leichtsinnigen, dem Spiele ergebenden Jünglings. Eine Frau in Geldorgen. Um Sinnesänderung und die Gnade eines guten Todes eines Vaters. Geschäftskauf. Geschäftsanliegen. Zwei verstorbene Brüder. Ein ungläubiger Chemann. Ein Flucher. Ein kräppelhaftes Kind. Um Hilfe in Berufs-, Wohnungs- und Hausanliegen. Ein Männer-Vinzentius-Verein. Eine Männer-Jodakität. Förderung von Männerexerziten und der ewigen Anbetung. Um guten Ausgang eines Prozesses. Um guten Hausverkauf. Gute Kindererziehung. Segen im Geschäft. Befreiung von Fußleiden. Volle Genehung zweier Töchter. Bekehrung eines Bruders. Raschen Verkauf eines Anwesens. Ein Augenkranker. Eine schwerbedrängte Familie in großer Geldverlegenheit und um Bezahlung großer Schulden.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Bergsmeintlich.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gefordert und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Anna Käfer, Nieden. Maria Kiplinger, Alttraumbhofen. Wendelin Schwarz, Kesselwang. Klara Herold, Anna Bäumler, Kleinschwand. Joh. Bapt. Merkl, Königstein. Josef Bringolf, Eschau. Stephan Oberhauer, Waging. Johann Wiesler, Untermünstertal. Philomena Fischer. Maria Peter, Viechtach. Walburga Wurm, Untermässing. Maria Mayer, Landsbut. Anna Maria Grabl, Kelheim. Ernst Lamher, Pfr., Griesbach. Elisabeth Mägelmann, Marienthal. Geiger, Pfarrer in Niederbühl. Theres Kammhuber, Niederheldenstein. Anna Zameter, Eisenberg. Josef Hell, Pfr., Berlesrent. Magnus Schönbich, Benej., Füssen. Jakob Klein, Donsieders. Vitus Bauer, Eglting. Cäzilia Ginzl, Niederwaldkirchen. Marie Eggel, Bern. Natalie Stala, Ebersdorf. Schw Maria Antonia Elisabethine, Kagenfurt. Anna Tiefenbacher, Junsbrud. Anna Bajald, Oberzeiring. Franz Kasper, Kartitich b. Sillian. Anna Windisch, Feinersdorf. J. Haring, Oberhaag. Agnes Dobrajc, Gili. Marie Gajar, Laibach. Hermann Handlab, Linz. Barbara Hällrigl, Linz. Cäzilia Mosmeyer, Linz. Josefa Kuttinger, St. Pölten. Sr. M. Benedikta Wirrer, Ursuliner-Oberin. Graz. Anna Fronscher, Clavin-Kant. Mrs. Sturm, Caroll-Jona. Mary Schweis, Brooklyn-N. J. Mik Egghofer, Lawrence-Nebr. Martina Woser, Neuenhof. Karl Schmidig-Länd, Unterhohenbuch. Christine Adermann, Bauhs. Andreas Heer, Langgasse, St. Gallen. Frau Niederer, Gersau. Frau M. Magdalena Schätti, St. Fiden, Schweiz. Joh. Waller, Jüsil, Rain. Bertha Mühlebach, Tegerfeld. Max Kaiser, St. Gallen. Frau Anna Jegérbänggi, Meltingen. Maria Schillinger, Lautenbach. Frn. Braunauer, Oberzell. Kress. Niederauer, Leutenbuch. Andreas Schneider, Seebach. Barbara Hermann, Seebach. Andreas Günther, Maibach. Sophie Rüdert, Forst. Margaretha Bethhäuer, Altheim. Mathilde Schaffer, Borzengine. Johanna Herrmann, Neustadt, D.-S. Pfr. Johannes Wozta, Beuthen. Mater Maria Lubwina Müller, Beuthen. Frau Beshorner, Habelschwerdt. Theres Enderle, Freiburg. Georg Eidloth, Neukenroth. Klemens Fischer, Affamstadt. Franziska Pitter, Aibling. Karl Schmid, Pötmes. A. Müller, Patichlan. Josefine Straub, Pfalzburg. Elise Schreuter, Waischenfeld. Stefan J. Schmid, Ravensburg. Elisabetha Gerhardt, Unterpleichfeld. Dora Salzmann, Höchstadt a. D. Kath. Bösch, Feinersheim. Gertrud Bongard, Köln. Heimr. Bong, Köln. Hochw. Domkapitular Frz. Xaver Holtgreben, Paderborn. Kath. Schmitz, Straberg. Maria Humbert, Altdorf. August Gölner, Vorbeck. Hermann Kernemann, Essen. Elisabeth Stempels in Esch. Ww. Math. Weyer, Havixbeck. Frau Elsi Fuhrmann, Gehen. Frau Ww. Math. Weyer, Wanham. Heinrich Kempes, Somsbeck. Peter Hülfser, Selenabrunn. Benedikt Hergenröder, Umbach. Juliana Schmiedeler, Esch a. Mz. Frau Blantart, Niederrissen. Marg. Vogt, Herberlingen.

O, Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, + und das ewige Licht leuchte ihnen. + Herr lasse sie ruhen in Frieden!

Krebs

flechten (Lupus, Eczema) und ähnliche böartige Hautkrankheiten und Wucherungen, die bisher als ganz oder doch beinahe als unheilbar galten, sowie Dysenterie (Ruhr) usw. heilt, falls die Krankheit nicht schon allzuweit vorangeschritten ist, mit auffallender Sicherheit

Mr. Spearman

45 Gale Street, Durban, Natal, South-Afrika.

Seine ausschließlich aus Pflanzen-Präparaten bestehenden Heilmittel bewirken in erster Linie eine gründliche Blutreinigung. Die Anwendung ist doppelt, sowohl innerlich, wie äußerlich.

Preis einer Flasche Tinktur pro Unze 5 Schilling (Mark)

Salbe " " 2 1/2 " " "

" " " Porto wird eigens berechnet. " " "

Die Abgabe der Medizin erfolgt nur gegen Voreinsendg. des Betrages.

Eine Menge, zum Teil eiblich erhärteter Atteste bezeugt die Bortrefflichkeit dieser Medikamente. Sogar solche Personen, die jahrelang an Krebs oder Flechten gelitten und die sich bei berühmten Aerzten umsonst den schwierigsten Operationen unterzogen hatten, fanden bei längerem und regelmäßigem Gebrauche derselben wieder vollständige Heilung. Nähere Angaben über Art und Eig der Krankheit, bezw Zeichnungen oder Photographie der erkrankten Teile sind erwünscht. Prospekte stehen gratis zur Verfügung.